











Heinrich von Stein

Gesammelte Dichtungen

Erster Band

Die Ideale des Materialismus – Vermächtnis

Herausgegeben von Friedrich Poske

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Einleitung

Karl Heinrich von Stein wurde am 12. Februar 1857 zu Koburg geboren. Er entstammte der reichsfreiherrlichen Familie von Stein zu Nord- und Ostheim, die seit alten Zeiten in der Rhön ansässig gewesen ist; das Familiengut Völkershausen bei Mellrichstadt am Ostrande der Rhön, das sich noch jetzt im Besitz seines Oheims, des gothaischen Geheimrats Karl von Stein befindet, ist ihm immer als seine eigentliche Heimat erschienen, er hat dort wohl alljährlich, namentlich während der Ferien, längere oder kürzere Zeit zugebracht. Seine Mutter, Thekla v. d. Tann-Rathsamhausen, verlor er, als er ein elfjähriger Knabe war; ihre tief innerliche Frömmigkeit hat im Gemüt des Sohnes einen ihm unvergeßlichen Eindruck hinterlassen. Sein Vater wohnte später als Oberstleutnant a. D. in Halle und hat den Sohn zwei Jahre überlebt. Zwei ältere Brüder haben beide die militärische Laufbahn eingeschlagen; der eine, August von Stein, ist als Regimentskommandeur im Jahre 1907 verstorben, der andere, Otto von Stein, lebt heute als General z. D. in Völkershausen.

Stein besuchte die Gymnasien zu Merseburg und Halle; als Siebzehnjähriger bezog er Ostern 1874 die Universität Heidelberg, um Theologie und Philosophie zu studieren, und ist dort namentlich zu Kuno Fischer in nähere persönliche Beziehung getreten. Im Herbst ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Halle zurück, hier

reifte in ihm der Entschluß, der Theologie den Rücken zu kehren, da die Probleme, die ihm das Herz bewegten, ihn weit über die Schranken der Theologie hinausführten. Heftige innere Kämpfe, die ihn bis an den Rand der Verzweiflung brachten, waren vorausgegangen, schmerzliche Konflikte mit seinen nächsten Verwandten blieben ihm nicht erspart und wurden durch Einmischungen von engherzig orthodoxer Seite noch verschärft. Von Ostern 1875 ab studierte er nun zwei Jahre lang in Berlin Philosophie und Naturwissenschaft, und empfing hier besonders von der Persönlichkeit Eugen Dührings und von dessen Schriften einen starken Eindruck. In diese Zeit fällt auch eine erste vierwöchige Reise nach Italien, auf der er die oberitalienischen Seen, Florenz und Venedig kennen lernte. Im Juni 1877 erwarb er mit einer Abhandlung „Über Wahrnehmung" die philosophische Doktorwürde. Im Anfang des Jahres 1878 erschien sein erstes Buch unter dem Titel: Die Ideale des Materialismus, lyrische Philosophie von Armand Pensier. Im Jahre 1877—78 folgte eine zweite längere Italienreise mit ausgedehntem Aufenthalt in Rom, 1878/79 die Ableistung des einjährigen Militärdienstes.

In Rom hatte Stein die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" Malwida von Meysenbug kennen gelernt, diese empfahl Stein als Erzieher für Richard Wagners damals neunjährigen Sohn Siegfried. Stein nahm die Aufforderung des Meisters mit Freuden an und siedelte im Oktober 1879 nach Bayreuth über. Hier gedachte er

die Erziehung seines Zöglings in Rousseauschem Sinne zu gestalten, doch war es ihm nicht vergönnt, sich lange dieser Aufgabe zu widmen. Schon nach einem Jahr, von dem er den größeren Teil mit der Familie Wagner in Italien zugebracht hatte, zwang ihn der entschiedene Wunsch des Vaters, nach Halle zurückzukehren und sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. Er riß sich blutenden Herzens los, um seine Sohnespflicht zu erfüllen. Aber doch war der Aufenthalt in dem Hause Richard Wagners für ihn von entscheidender Bedeutung geworden. Im persönlichen Verkehr mit dem Meister hatte er einen hohen Begriff von dem Werte der Kunst für die Gestaltung des Lebens gewonnen, fortan war seinem Schaffen ein fester Halt und eine sichere Richtung gewiesen. Auch blieb er dauernd in freundschaftlicher Beziehung zum Hause Wahnfried, das ihm nach und nach eine zweite Heimat wurde und wo er für alle seine Bestrebungen auf ein liebevolles Verständnis traf.

An der Universität Halle habilitierte sich Stein im April 1881 als Privatdozent der Philosophie mit der Abhandlung „Über die Bedeutung des dichterischen Elements in der Philosophie des Giordano Bruno". Doch fand er dort nicht die Zuhörerschaft, die er brauchte. Als er aber nach zwei Jahren an die Berliner Universität übersiedeln wollte, erfuhr er mit einer dort eingereichten Abhandlung „Über die Beziehungen der Sprache zum dichterischen Erkennen" eine Ablehnung. Er mußte so die bittere Erfahrung machen, die Hans Sachs in den Meistersingern in

die Worte kleidet: „wer als Meister ward geboren — der hat unter Meistern den schwersten Stand". Es folgte ein Jahr der Mißstimmung und Entmutigung, bis er endlich im Juli 1884 auf Grund einer Abhandlung „Über den Zusammenhang Boileaus mit Descartes" als Privatdozent für Philosophie und Ästhetik an der Berliner Universität zugelassen wurde. An diese Abhandlung anschließend verfaßte er, einem Rat Wilhelm Diltheys folgend, ein umfangreicheres wissenschaftliches Werk über „Die Entstehung der neueren Ästhetik" (Cotta, 1886). Wohl bereitete ihm das Zusammenarbeiten mit seinen jugendlichen Zuhörern große Freude, und besondere Genugtuung gewährte es ihm, daß einer seiner Schüler eine von der philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe löste. Doch blieben andererseits auch weiterhin Enttäuschungen nicht aus; sein ganzes Wirken an der Universität wollte ihm oft nur wie ein fortdauerndes, fruchtloses, schmerzliches Kämpfen mit widerstrebenden Mächten erscheinen. Selbst von Vorlesungen über Richard Wagner, die er angekündigt hatte, wurde ihm von maßgebender Seite abgeraten, da er dadurch seine Zukunft als akademischer Lehrer gefährden würde. Gleichwohl unternahm er es, diese Vorlesungen zu halten, aber bald nach deren Beginn wurde er, am 20. Juni 1887, durch den Tod infolge einer schweren Herzerkrankung hinweggerafft.

Neben der akademischen Tätigkeit finden wir Stein seit seinem Eintritt in den Kreis des Bayreuther Meisters mit Arbeiten beschäftigt, die zu diesem Kreise in naher Be-

ziehung stehen. Eine große Zahl von Aufsätzen dieser Art ist in den Bayreuther Blättern erschienen und lange nach seinem Tode in dem Bande „Zur Kultur der Seele" (Cotta, 1906) gesammelt worden. Im Verein mit C. Fr. Glasenapp gab Stein 1883 das „Wagnerlexikon" heraus, worin die Hauptbegriffe der Kunst- und Weltanschauung Richard Wagners in wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften zusammengestellt sind. Das umfangreiche Werk war bestimmt, dem Meister zu seinem siebzigsten Geburtstage dargebracht zu werden, doch war dieser wenige Monate vorher aus dem Leben geschieden. In demselben Jahr erschien auch unter dem Titel „Helden und Welt" eine Folge von zwölf dramatischen Bildern, denen ein Brief Richard Wagners an Stein, zusammen mit einem Briefe Steins an Wagner, als Einleitung vorausgeschickt ist. Eine weitere Reihe von dramatischen Bildern und Erzählungen ist nach dem Tode Steins unter dem Titel „Aus dem Nachlaß von Heinrich von Stein" (Breitkopf & Härtel, 1888) herausgegeben worden.

Nach dem Tode Steins sind außer den bereits genannten Schriften noch erschienen:

Goethe und Schiller, Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker. Nach seinen an der Universität Berlin gehaltenen Vorträgen aufgezeichnet, Leipzig, Ph. Reclam jun. [1893].

Vorlesungen über Ästhetik, nach vorhandenen Aufzeichnungen bearbeitet von Friedrich Poske. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf., 1897.

Giordano Bruno, Gedanken über seine Lehre und sein Leben. Herausgegeben von Friedrich Poske. München, G. Müller, 1900.

Über den Lebensgang Heinrichs von Stein findet man weiteres in der biographischen Skizze, die dem erwähnten Nachlaßband vorangestellt ist, und an die auch die obigen Mitteilungen anknüpfen, sowie in dem Schriftchen:

Heinrich von Stein und seine Weltanschauung, von Houston St. Chamberlain und Friedrich Poske (München, G. Müller, 1903).

Hingewiesen sei auch auf den Briefwechsel Heinrich von Steins mit Hans von Wolzogen (Leipzig, Xenienverlag, 1910).

* * *

Die Ideale des Materialismus, die den Hauptbestandteil des vorliegenden ersten Bandes bilden, sind eine eigenartige Mischung poetischer und philosophischer Elemente; diese Zusammenstellung ist nicht aus einer ursprünglichen künstlerischen Absicht hervorgegangen, sondern durch einen äußeren Umstand veranlaßt worden. Stein hatte seit dem Oktober 1876 eine Reihe kleiner Dichtungen, beginnend mit den „Rhöngeistern", geschrieben, und hegte wie jeder junge Dichter den Wunsch, die Erstlinge seines Schaffens, die er ursprünglich als „Phantasien" bezeichnete, veröffentlicht zu sehen. Es traf sich nun, daß ein Kölner Verleger nach einem Autor suchte, der über ein Thema, wie das im Titel des vorliegenden an-

gedeutete, ein Buch zu schreiben bereit sei. Auf den Rat eines um zehn Jahre älteren Freundes, Dr. Paul Simon, ergriff Stein die Gelegenheit und entwarf in kurzer Zeit die philosophischen Zwischenstücke, die einen Zusammenhang zwischen den poetischen Stücken herstellen und zugleich den Anforderungen des Titels gerecht werden sollten. Er hat sich selbst darüber ausgesprochen, daß er damit nicht eine bloße Sammlung, sondern ein Ganzes gegeben zu haben glaube. Der Nebentitel „Lyrische Philosophie" erschien ihm als der präziseste Ausdruck der inneren Einheit, die dieses Ganze zusammenhält.

Wie Heinrich von Stein es unternehmen konnte, ein Buch über die „Ideale des Materialismus" zu schreiben, und wie er, der Idealist, sich selbst gleich im Beginn des Buches als Materialisten, und den Materialismus als eine Religion bezeichnen konnte — diese Frage mag sich manchem Leser und mancher Leserin aufdrängen. Die Aufklärung ergibt sich aus dem Verhältnis Steins zu Eugen Dühring, der seine Philosophie selber als Wirklichkeitsphilosophie bezeichnet hat. Durch seine naturwissenschaftlichen Studien auf die realistische Seite der Wissenschaften geführt, hatte Stein mit Lebhaftigkeit diese Philosophie ergriffen, die ein System der Weltauffassung und Lebensgestaltung auf realistischer Grundlage zu geben versprach. Auch die Besonderheit der Persönlichkeit Dührings zog ihn in ihren Bann, obwohl er damals dem blinden Philosophen selbst noch nicht näher getreten war. War es doch bedeutsam genug, daß der vom Schicksal schwer geprüfte Mann in

einem seiner Bücher, das vom „Wert des Lebens“ handelte, eine unbedingte Lebensbejahung predigte.

Dührings Buch vom „Wert des Lebens“ enthält nun auch die Auffassung vom Materialismus, die für Stein damals maßgebend war. Bei Dühring ist der Materialismus das Fundament höherer „humanitärer“ Lebensschätzung. Die Materie ist ihm Träger und Inbegriff alles Wirklichen; auch die höchsten und feinsten Äußerungen des Bewußtseins sind ihm ohne die Unterlage des Körperlichen undenkbar, vielmehr sind alle höheren Erscheinungsformen des Lebens durch diese materielle Unterlage bedingt. Aber andererseits huldigt er nicht dem flachen Materialismus, wie er damals in Blüte stand. Das Leben ist ihm nicht ein bloßer Verbrennungsprozeß, sondern ein „Inbegriff von Empfindungen und Gemütsbewegungen“. Dieser Auffassung gemäß ist das bewußte Sein das Ziel aller vorausgehenden, im Materiellen verlaufenden Regungen und Anordnungen; alle Normen einer höheren Lebensführung aber gründen sich nicht sowohl auf eine Notwendigkeitsmechanik materieller Kräfte, als auf eine Dynamik der Empfindungen und Affekte. Es wird hiernach zu verstehen sein, daß Stein den vorgeschlagenen Titel akzeptierte und ihn zugleich mit dem Inhalt anfüllte, der seiner eigenen hochgearteten, auf eine ideale Weltanschauung gerichteten Denkweise entsprach. Der moderne Monismus wird Stein nicht für sich in Anspruch nehmen können. Dagegen hat sich Stein selbst nachdrücklich verwahrt.*

* In der Schrift über Giordano Bruno, S. 11 ff.

Heinrich v. Stein hat, wie er selbst (S. 18) gesteht, in den philosophischen Abschnitten des Buches durchaus nur Dühringsche Philosophie gelehrt. Um seine Ausführungen ganz zu verstehen und recht zu würdigen, wird man gut tun, auf die Schriften Dührings zurückzugreifen. Auch im Gebrauch der Fachausdrücke schließt sich Stein eng an Dühring an. So bedeutet „System“ bei ihm nicht ein Gedankengebilde, sondern die Gesamtheit von Dingen und Vorgängen der Wirklichkeit. Das Wort „Disposition“ hat seine besondere, der Physik entlehnte Bedeutung, wonach es die Gesamtheit der Umstände bezeichnet, die durch das Hinzutreten eines einzigen, auslösenden Umstands einen Vorgang nach sich ziehen; gleichen Ursprungs ist der Ausdruck „Differenz“, der nicht nur im Mechanischen die Vorbedingung alles Geschehens, sondern auch im Geistigen das Prinzip aller Betätigung ist.

Wenn aber auch Stein nichts als Dühringsche Philosophie verkündigt, so erscheint doch ihre Darstellung hier ins Jugendlich-Enthusiastische gesteigert. Ein Wort wie das von der Leidenschaft des Bewußtseins findet man bei Dühring nicht, hier hat der Poet dem Philosophen die Feder geführt. So ist auch das Kapitel von der „Dialektik der Sehnsucht“ eine Ausgestaltung Dühringscher Lehren in poetischer Richtung. Tiefer als alle andern Probleme aber hat die Frage nach der Überwindung des Leidens Steins Denken ergriffen. Er berührt das Problem im „Sokrates“ und läßt es sein ganzes Leben hindurch nicht wieder aus seinem Gesichtskreis schwinden. Die reifste Frucht seines

Sinnens ist das, was er nachmals in den Schopenhauer-Scholien (Zur Kultur der Seele, S. 338) hierüber gesagt hat, und was wohl als sein Schwanengesang bezeichnet werden darf.

Das Motto „O love! O glory!“ ist der Anfang eines Gesangs in Byrons „Don Juan“. Stein war sich bewußt, damit den Gehalt seiner Dichtungen in erschöpfender Weise zu bezeichnen; es handelt sich in ihnen um „Liebe“ und um „Größe“, letztere im Sinn von Persönlichkeitswert genommen, mit dem sichern Blick dafür, daß „Größe“ mehr sei als „Liebe“. So drängt er, wie er selbst einmal in einem Briefe sagt, „durch den Umsturz und Fall alles Lieblichen zu dem goldenen Punkte der Positivität“. In der Anordnung der Stücke ist dieser Entwicklungsgang mit fein abwägender Überlegung eingehalten; Rhöngeister und Sokrates präludieren gleichsam, während der „Adam“ den vollen positivistischen Ausklang bedeutet. Die starke Hinneigung zum Sozialismus im „Adam“ hat ihren Grund in der entschiedenen Sympathie, die in der Zeit des Sozialistengesetzes die gebildete deutsche Jugend dieser Bewegung entgegenbrachte. Als ein reiferes Gegenstück zum „Adam“ kann die Szene „Karl Ludwig Sand“ im dritten Bande dieser Ausgabe angesehen werden.

Von dem „Adam“ sagt Stein in einem Briefe aus Rom: „Auf den Adam kommt es an, und dieser ist maßgebend in Ewigkeit. Amen.“ Und noch in einer Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1885 heißt es: „Im Grunde meiner Seele

entdecke ich noch ganz dasselbe Gefühl, das mich vor fünfzehn Jahren zum ersten Abfall vom Glauben brachte, und es ist nicht besser geworden, obwohl ich theoretisch mit jenem Abfall Recht behalten habe ... Wir entbehren die wahren und wirklichen Symbole des Göttlichen in unserm Leben; sie müssen sinnlich zwingen; das taten sie im Mittelalter; sie müssen aber wahr sein, wirklich, weltlich und abermals sinnlich zum Göttlich-Sittlichen, Unbedingten, Freien hinführen und hinzwingen. Das ist das ineffabile des Adam!" Stein war sich aber zugleich bewußt, daß er mit dieser Schöpfung nur die ersten Schritte in ein völliges Neuland getan habe: In einem Brief an Paul Simon sagt er: „Ich bekenne, daß wir in der lyrischen Philosophie Töne angeschlagen haben, welche unser bestes Empfinden durch warme positive Ideale befriedigen. Ich bekenne, daß dies unser bestes Empfinden in uns und allen Menschen erst noch Keim ist, dem ein mächtiger Gott zur Blüte verhelfen möge."

In der Tat wirkt die „Lyrische Philosophie" nach Anlage und Ausführung wie eine Dissonanz, deren Auflösung erst einem vollen Menschenleben hätte ganz gelingen können. Die scheinbar formlose Komposition dieser lyrischen Philosophie ist ein Symbol dessen, was nachmals immer deutlicher als das Ziel der Lebensarbeit Steins hervortritt: die Synthese des künstlerisch-religiösen und des positivistischen Elements zu einer harmonischen Weltanschauung. Alle folgenden Schöpfungen Steins bedeuten ebensoviele Schritte zur Verwirklichung dieses Ideals.

Ich schließe hier die Worte einer Verehrerin an, die Stein nicht persönlich gekannt hat:

„In den Idealen des Materialismus ist er ganz er selbst, eine solche Fülle der süßesten Schwermut, wie sie nur der Frühling und die Jugend hat. Er spricht zu sich – er läßt seine junge Seele überfließen und wir müssen ganz stille sein und den Atem anhalten, um den, der da dichtet und spricht, nicht zu stören, noch an uns zu erinnern. Er löst mit einer sanften Kraft die Bande, die ihn umfangen – er wirft sogar sein köstlichstes Erbe weg, er wird zum Heiden – er steht nackt in seiner reinen Schönheit, und alle Menschen und alle Dinge werden sich liebend ihm nähern, denn er wirft sein Herz hinaus in die Welt. Tief sind die Gedanken, die hinter seiner Stirne kreisen – er erkennt die Schätze, die in ihm liegen, aber es ist ihm wie ernstes Spiel, wie wenn Knaben aus Steinen und Ästen sich Königsburgen bauen und die ersten Träume der Hoheit träumen. Und eine unendliche Einsamkeit, wie über Meer und Wüste, liegt über seiner Seele, alles, was in seiner Seele Gestalt annimmt, ist wie eine glänzende Luftspiegelung. Er strahlt nur die Schwingungen seiner eigenen Seele aus. Ein Fremdling, ein Träumer – ein König wäre er gewesen und geworden, aber das Leben zerbrach ihn, zerbrach ihn um ihn zu erneuern, und wird ihn noch oft zerbrechen, ehe er wird, was er sein will und muß!

„Wie liebt er den Schmerz, und wie wenig weiß er vom Leben – er sieht es ja gar nicht, er baut sich's aus seinem

Eigenen immer wieder auf. Wenn er im vierten Kapitel von Schopenhauer und Rousseau schreibt: ‚Es scheint, als habe die Natur gezögert, gleiche Vollkommenheiten mit gesunden Tendenzen zu einen' – so sieht man sich unwillkürlich nach Stein um und gesellt ihn jenen beiden. – –

„Der Anfang des Adam – das ist mehr als Sehnen, das ist Schauen. Er spricht von sich, in Adams Seele hinein dichtet er sich selbst. Ja noch mehr, Ludwig und Adam, beides ist Stein. In den Adam legt er seine Sehnsüchte – in Ludwig leidet er an sich selbst ... Manches in Adam ist so schwierig, schwerfällig und theoretisch-problematisch, daß es für viele wohl streckenweise unklar und ungenießbar sein dürfte; es ist ein Kampf der Befreiung darin, wie wenn ein Quell Geröll und Steine mit sich führt, wenn er zu Tage bricht."

*

Das Vermächtnis hat seinen Platz jetzt unmittelbar hinter den Idealen des Materialismus erhalten, an die es sich nach Entstehungszeit und Inhalt anschließt. Es ist wahrscheinlich um das Jahr 1881 verfaßt und zuerst 1888 zusammen mit den nachgelassenen Dichtungen veröffentlicht worden. Die Bezeichnung rührt von den ersten Herausgebern her.

*

Der zweite Band dieser Ausgabe enthält „Helden und Welt", vermehrt um drei Szenen aus der französischen Revolution. Stein hatte diese Stücke seinerzeit ebenfalls Wagner vorgelegt, dieser aber hatte von ihrer Aufnahme

in den Band abgeraten. Stein zog sie daher zurück und sagte, als einmal darauf die Rede kam, ruhig: „Dann findet man einmal auch noch etwas in meinem Nachlaß.“ Die drei Stücke sind nachmals in den Bayreuther Blättern (1893 und 1894) mit einer Einleitung von H. von Wolzogen veröffentlicht worden. Bemerkenswert ist, daß eins dieser Stücke, „St. Just“, bereits im Januar 1878 geschrieben, und auch von „Marats Tod“ schon im Juni 1878 die Rede ist. Damals kannte Stein die „Renaissance“ von Gobineau noch nicht, mit der seine dramatischen Bilder so viel Verwandtschaft haben.

*

Der dritte Band enthält die Dichtungen, die zuerst in dem Bande „Aus dem Nachlaß von Heinrich von Stein“ veröffentlicht worden sind. Hinzugekommen sind die Fragmente „Bernhard von Weimar“, „Todesverlangen“ und „Gott und Seele“. (Die Überschriften der beiden letzten sind vom Herausgeber hinzugefügt.) Den Hauptbestandteil des Bandes bilden die „Heiligen“, denen eingehende Studien über die Geschichte der Heiligen zugrunde liegen. Von den benutzten Quellenschriften seien genannt: die Confessiones des Augustinus; die Briefe Abälards; der heilige Bernhard und sein Zeitalter von Neander; les moines de l'Occident von Montalembert; das Leben der heiligen Elisabeth von Montalembert; die Predigten Taulers; das portrait historique et philosophique de M. St. Martin (1743–1804) fait par lui-même. Auf das erste Blatt seiner noch vorhandenen Quellenstudien hat Stein an seinem letzten

Geburtstage das Motto aus Richard Wagners Schriften gesetzt, das jetzt den „Heiligen“ vorangestellt ist. Über das, was er mit diesen Dichtungen beabsichtigte, hat er sich auch brieflich mehrfach ausgesprochen. Ihm lag daran, „das Persönliche der wenigen uns bekannten wirklichen Heiligen zur Darstellung zu bringen, und unser inneres Leben durch solche Bilder unendlicher Menschen, in denen die Welt zu ihrem Sinn kommt, zu bereichern, zu bestimmen, zu gestalten“ ... „Es sind wirkliche innere Erfahrungen gewesen, die mich mit wahrer Sehnsucht fragen lassen: wer den erhabenen Gedanken der Heiligkeit und Seligkeit, den wir alle hegen, auf Erden verwirklicht habe ... Mir ist, als verstände ich wenigstens, was jene Heiligen innerlich empfunden ... Grade im Höchsten und Edelsten erfahren wir das Unzulängliche, jene aber erfuhren in sich das Unbedingte, und das Leben ist nichts, wenn man diese Erfahrung nicht irgendwie in sich selbst erworben fühlt.“

*

Das dieser Ausgabe vorangestellte Bildnis ist die Wiedergabe eines Reliefporträts, das sich an dem Grabmal Steins auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin befindet. Das Original ist nach dem Tode Steins von dem Bildhauer Ernst Wägener angefertigt worden. Ein zu Lebzeiten Steins hergestelltes Bild findet man in Chamberlains „Richard Wagner“ S. 16, ein Jugendbild, nach einer Zeichnung von P. v. Joukowsky, in Adelheid von Schorns „Zwei Menschenalter“ (2. Aufl. 1913).



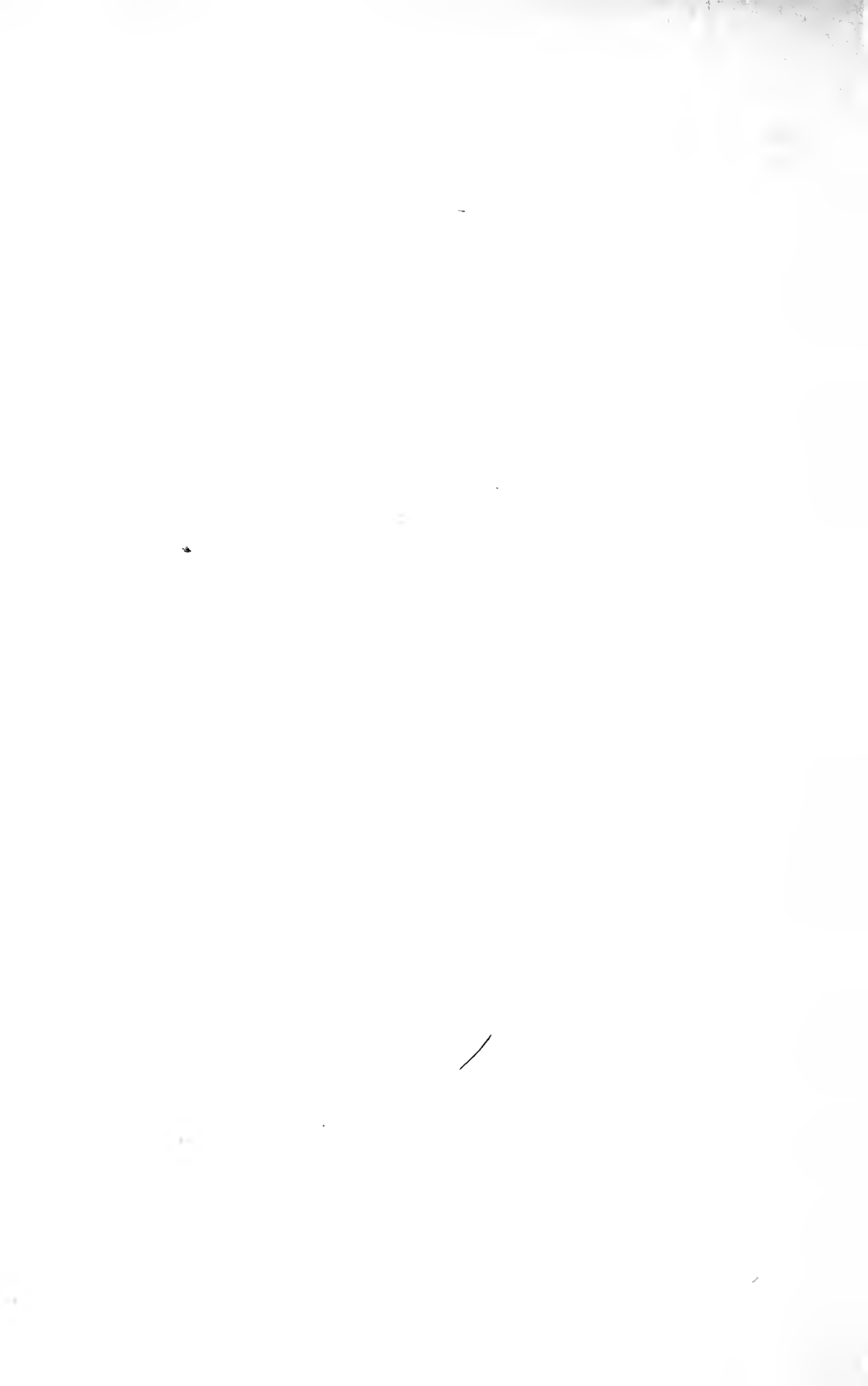
Die Ideale des Materialismus

Lyrische Philosophie

von

Armand Pensier

O love! o glory!
Byron



Erstes Kapitel
Der Glaube

Mit fünfzehn Jahren war ich jesugläubig, mit achtzehn Jahren atheistisch, mit zwanzig Jahren Materialist. Eine Lüge zuerst, dann eine Bekehrung und dann eine Religion.

Die heiligste Lüge, in die man mich eingeweiht und die es vielleicht je gegeben, war das Glück meiner Kindheit. Es war groß genug, um mich das andere einer innigen Freundschaft, eines Findens und Bindens vergessen zu machen. Ich entsinne mich noch sehr gut des Abends, wo ich fest entschlossen war, all meine Bekannte nicht nur aus meinem Umgang, sondern aus meinem Herzen zu verweisen, weil ich sie unfromm wußte: man überredete mich aber, ich könne sie bekehren.

Den Frommen und Rechtgläubigen, denen noch heute über die Köpfe aller Zwischenparteien hinweg meine Sympathien gehören, vermag ich deshalb mit einer Erkenntnis wie auch Kennzeichnung ihrer entscheidendsten Geheimnisse zu begegnen, wie sie meines Wissens mit derlei Ernst, Zuneigung und Vollgültigkeit noch nicht versucht worden. Denn da Zerstreuungen und jene Unachtsamkeit, von der der Talmud sagt, meinem Gewissen übel zu schaffen machte: so sollte ich auch jener Erweckung und persönlichen Erlösung, des Glaubens aus der Buße teilhaftig werden.

Dies nämlich ist jenes persönliche Wunder, jenes dunkle Heiligtum, in dessen beseligendem Besitze die Christen so stolz mitleidig uns Grübelnden und Geistern des Wider-

spruchs begegnen. Wer das erfahren, hat ein Recht zu glauben, nämlich Christi leibliche und unzweideutige Gottheit, seine wundertätige Erscheinung im Fleisch, nach dem unerforschlichen Ratschluß über den Welten zur Erlösung und Verklärung bestimmt, – und die Heiligung – und die persönliche Wiederkunft Jesu, des Sohnes Gottes.

Wie in einer sonnbeschienenen Glasscherbe der Schuster von Görlitz die Wunder des Alleinen erkannte, so war's an diesem schmucklosen Fenster im Ausblick auf diese graue Landschaft, – und ist noch gar nicht lange her – da kam die Herrlichkeit Gottes über mich, und die Lieblichkeit Jesu zog noch einmal ein in mein Herz. Ich war sicher, still und selig. Da neigte er all die Welt mir zu, und sie ward wie ein einziger Punkt glühend heiß und glänzend hell, und das war mein Herz: das war ich, und in mir sprach Jesus – und es war eine große Stille im All und ich war allein – –

Zweites Kapitel

Atheismus

Was ist mir heute Jesus von Nazareth? Was Gott? Der Schritt vom Zweifel zum Atheismus kann eigentlich nur überschätzt werden. Man frage jemand, der nicht mehr in Kultus und Gebet lebt, was er denn glaube und von Gott wisse, so wird die geringste Denkfähigkeit beim Nichts anlangen. Es ist ein rein negativer Fortschritt, eine Bekehrung aber keine Belehrung.

Will man eine bestimmte Stellungnahme wider Tradition und Aberglaube bezeichnen, so mag dem Namen des Atheismus eine Partei, die ihn auf ihre Fahne schreibt, mehr Nachdruck verleihen. Bedenken wir aber, daß es atheistische Religionen gibt, die eine unglaubliche Fülle von Superstition enthalten, – daß unsere Gläubigen selbst keine Frage leichter zu umgehen pflegen als die nach dem Wesen ihres Gottes, dessen Unerforschlichkeit schließlich das einzige Prädikat ist, – welches auch gerade hinreicht –, so werden wir uns hüten, bei der Forderung und Leistung des Atheismus haltzumachen, wir werden uns ein für allemal hüten, uns mit etwas bloß Negativem einzulassen.

Und von einer wie erstaunlichen, höchst ernsthaften und positiven Gewalt sind die überlieferten Superstitionssysteme in unserem Halbmittelalter, da der Riese Mensch eben erst nach überstandenen Kindpocken die ersten Anzeichen einer nahenden Reife in einsamer Bewunderung verspürt. Man denke an die Rassenknechtung durch die Juden, ein Völkchen, das einer strengeren Religionsübung

seine so äußerst erfolgreiche Einheit verdankt. Der Papst – oder Pater Bekx – ist noch immer der mächtigste Monarch; ich habe sogar Grund zu vermuten, daß ihm statt Strick und Scheiterhaufen noch heute das stiller wirkende und sicher täuschende Gift zu Gebote steht. Von der rettungslosen Verlassenheit und Verlorenheit der revolutionär vorgeschrittenen, friedliebenden und wirklich allerzivilisiertesten Städtebevölkerung Frankreichs gegenüber der katholischen Bauernschaft führt zu unseren sehr erheblichen, allerhöchst genehmigten evangelischen Zudringlichkeiten ein sichtbares Band. Wehe dem, der dergleichen positive Mächte nicht erkennt und in Anschlag bringt. Wie ich sie kenne!

Es war einmal eine Königstochter, die aß von Gold und schlief in Silber und hatte Diamanten, so viel ihr wollt. Aber da ihr nun alles erfüllt war, wünschte sie sehnlicher als je zuvor, und als Papa mit Reichsapfel und Krone kam und sie fragte, was sie doch wolle, und zwei große Tränen liefen ihm in den grauen Bart, da sah sie groß an ihm vorbei in den blauen fernen Himmel hinein und sagte: etwas, was es gar nicht gibt. Unten am Schloß ackerte ein Bauer, ein grauer Greis von zwanzig Jahren, Tag für Tag eine Furche neben die andere, und kannte nichts als die graue Erde und den grauen Himmel und das graue Bettlaken, in dem er schlief, und weil er denn so recht ungehindert wünschen konnte, wünschte er sich etwas, was es gar nicht gibt. Mögen sich noch einmal geheiratet haben, die beiden.

Das ist das Hieb- und Stichwort der Streiter wider

die Religionen, welche dem Namen Religion auch eine neue Ehre antun, wenn sie so ihre erhabene Verbindlichkeit, Rasse und System auf seinen Gipfel zu bringen, benennen. Ich bin – so ist etwas – so ist ein Höchstes; und nun holt man außer aller Welt ein Wesen herbei, das alles, was die Welt ist, tut und die allmächtige Untätigkeit vorstellt, aber doch eben das Höchste ist, und überhaupt etwas, was es gar nicht gibt. So wird die Seinslehre der Denker zur Philosophie der Pfaffen.

Da ich es aber bin, und du, und also auch die Welt, so ist die Welt – ich, das ist Liebe; und ich – die Welt, das ist Größe.

Prüde und demütige Pfaffen haben diesen beiden den Tod geschworen. Davon weiß ich ein Lied zu singen.

Drittes Kapitel

Rhöngeister

Hat ein Mensch aus seines Schaffens Fülle ureigen groß die Geistestat vollbracht, deren Leuchten das Denken der Jahrhunderte folgt und gehorsamt, dem widmet Klio ein Blatt in jenem erhabensten Adelsbrief der Menschheit, der Geschichte des Geistes. So daß die Geschichte der Philosophie auch ihr bestes System ist, weit mehr als bloß Überschau und Ausblick. In diesem göttlichen Dokumente gehört den Menschen des Mittelalters keine Zeile an. Gute und Beste gab es wohl auch in jenen Jahrhunderten genug, aber die zwiefache Kette der Autoritäten hielt sie umspannt, und der milde Genius frommer Ergebenheit hat diese Ketten geschmiedet. Auch weist, was diese Autoritäten gegründet, zurück auf Geistestat; auf die Welteinheit des Römerreichs und auf jene leidenschaftliche Vertiefung in das Unirdische, Übermenschliche, Außerweltliche, welche als Christi Lehre die Menschen verwandelte. Als eine spätere Zeit der Renaissance der Klassizität ein wirkenskräftiges, wiedererstandenes Christentum entgegensetzen wollte, da griffen die Männer der Reformation mit rechtem Gefühl auf jene ersten Jahrhunderte zurück; denn ein so kräftiges Wort war das credo quia absurdum, daß es auch heute seine Kraft nicht gänzlich verloren hat, so wie es einst den Jahrhunderten Gesetze gab.

Aber die Leidenschaft des Glaubens sänftete sich, und es ward Raum für eine beginnende Renaissance des Wissens. Der denkende Mensch ist groß, der gläubige

glücklich, aber die gläubige Wissenschaft und das verständige Glauben ist niedrig und unselig. Das Blut der Krieger und der Herrschenden Weisheit hatte den bischöflichen Sitz gegründet, das fromme Sinnen des Künstlers den Dom erbaut, aber nun ward dieser Rathaus und Börse, und jener Sitz der Gelehrsamkeit – zu Gottes und der Kirche Ehre. Und schritt selbst die Spekulation aus den Schranken des Dogmas, so ward sie wohl ketzerisch, aber nicht frei. Dieser Zeit hat Anselm in seinem credo ut intelligam den Wahlspruch gegeben, daß es ihr Motto bleibe, und ihre Grabschrift werde.

Anselms Schriften gingen durch die Lande und versammelten eine auserwählte Gemeinde von Schülern um ihn. In Canterbury fand sich der leichtlebige, verkehrgewandte Pariser zu dem normännischen Junker, der bäurische doch kluge Sachse ging mit dem Patriziersohn der flämischen Stadt, und Freundschaft band das sonderliche Paar des geschickten und schlauen Florentiners und des kräftigen offensinnigen deutschen Edelmanns.

Ums Jahr 1100 ist unter seinen Schülern Ganilo, ein junger Adliger aus Unterfranken gewesen. Seinen Namen verewigt die Schrift Liber pro insipiente adversus Anselmi ratiocinationem, der kühnste Angriff Anselmischer Theologie. Der greise Erzbischof hat sie wieder und wieder gelesen, und ist darüber gestorben, ehe er ein Wort hätte antworten können. Seiner Umgebung versicherte er, ihn erfreue an dem Buche so vornehmlich die herzliche Anrufung der heiligen Jungfrau am Schlusse, so innige Frömmigkeit

bei so gelehrtem Geiste. Und dies Gebet hat er sich noch auf dem Sterbebette vorlesen lassen, und es hat ihn mehr getröstet, als die Worte des Beichtigers, und der hundert Mönche unaufhörliches Paternoster.

Aber wir folgen dem Ganilo aus der Schule Anselms in seine Heimat, das rauhe wildschöne Rhöngebirg. Dort auf der Berghalde singen noch heute die Nebelgeister, wie er kühne Gedanken gehegt, und wie er innig gebetet.

Im Erltale, das den Hauptzug des Gebirges begleitet, war heute frohes Leben. Der sonst einsame bergumschlossene Wiesengrund war ein Lager andächtig fröhlicher Leute, denn es war Marientag, und die Kapelle am Dammberg Ziel frommer Wanderung rings aus den spärlich verstreuten ärmlichen Orten. Der Dammberg ist das mächtige Kap, das der Rhönzug in das Tal vorschiebt. An seinem Hang liegt flußabwärts das feste Schloß derer von Damm; flußaufwärts blickt die Wallfahrtskapelle hinein in diesen weltabgetrennten Bergwinkel, den lange Monate hindurch nur die murmelnden Wasser beleben. – Der Abend ist da. Die der Rückweg über die Höhen führte, sind schon lange aufgebrochen, denn dichter Nebel macht die Pfade schwierig zu finden. Dort ziehen die Letzten das Tal hinab mit ihrem bescheidenen Fähnlein und unter dem rauhen Gesang unmelodischer frommer Lieder.

An dem Tage hat Ganilo zum letzten Mal sein Heimatschloß, die Dammburg, besucht; er ist's, der unsicheren Schrittes, achtlos des Weges, auf der weithin verlassenen

Höhe allein noch weilt, eine dunkle Gestalt, den Wolkengebilden gleich, die über ihn dahinziehen.

Es war entschieden, und nun wohnte in dem jugendschönen Körper ein zerrissenes Herz.

Als er am Morgen zum Tal hinabgestiegen, hatten die Nebel, die gespenstige Gesellschaft der steinigen weglosen Bergtrift, glanzvoll sonnigen Ausblick gewährt in das grüne Tal. Froh schien daraus die Kapelle hervor, und fröhlich klang dem Unfrommen das sonst verachtete Wallfahrtslied. Wettergewölk hat nun alles umfangen, und im trostlosen Dunkel folgt er pfadlos dem Zug der Wolken dahin über die schwarze Bergöde.

Dort thronte die baumbewachsene Klippe des Dammbergs wie ein raubfroher Riese. Die Sonne hatte ihm lieb und hoffensreich geschienen, als er heute ihm vorbeigegangen und am jenseitigen Hange das mächtige graue Gebäude erblickt, so vieler süßer Erinnerungen wehmutsfroh begrüßten Ort. Er war in den Schloßhof getreten und hatte keinen Laut vernommen. Niemand hatte ihm Willkomm geboten unter der Tür. Von Zimmer zu Zimmer hatte er vergeblich eines Menschen Antlitz gesucht, ach eines Menschen Brust, an ihr den so plötzlich offenbaren, stummen, erdrückenden Jammer auszuweinen. Die lieben Dinge rings hatten mit ihm geweint und wollten ihn trösten mit ihrem Geflüster von vergangener schöner Zeit. Aber sie waren gegangen, die er ersehnt, gegangen ohne Lebewohl; sie hatten ihn geflohen, und nun war er allein.

Auch wollt' er niemanden. Hat er hier geweilt, in der

Efeulaube, wo Miranda sein erstes schüchternes Liebeswort gehört? Sie hatte ihn so lieb und freundlich nicht verstanden und hat ihn nun verraten. Lag er in dem düstern Stübchen der Ahnfrau vor dem ausgebrannten Kamin und klagte den Aschenresten sein Leid, die die Winterstürme verstreuen?

Als es dunkelte, hat er sich aufgerafft, und den Weg ist er zurückgegangen, den am Morgen ein herrlicher Jüngling kühner Gedanken voll und freudigen Herzens gezogen. Unheil und Streit sinnt nun des düsteren Mannes Hirn, und das lichtfrohe Wagnis, das ihm doch sein Glück geraubt, wird tiefdüsteres, aufsässiges Beginnen.

In jene mutvollen, geistfrohen Tage auf englischem Boden führt ihn der schweifende Sinn. Schon gehörte er zu den Lieblingen Anselms, die in den Herbsttagen der verehrte Mann an der Meeresküste zu freiem Freundesumgang versammelte. Damals trieb Ganilos Geist die herrlichsten Blüten, da meint' er auf der Höhe der Welt zu stehen und nicht die lichtfrohen Engel des Himmels hat er beneidet. Auch diente er nicht der Heiligenschar und ihrem Gotte. Denn freien Sinn hatte er in den Bergen der Heimat geatmet, und den hatte Anselmus denken gelehrt. Der Jüngling liebte den Meister, und die vornehme Gewohnheit gehaltener Sitte hieß ihn dem Greise Verehrung gleich den anderen zollen; aber wenn er einsam an des Meeres Küste schweifte, dachte er nicht des Kirchenlehrers Gedanken und ihm war höher zu Mute, als je bei

Weihrauch und Lobgesängen. Einst hatte er lange sinnend über die unendliche bewegte Fläche geschaut. Mit leisen Klängen waren durch sein Herz die einfachen Worte gezogen:

Weit am Horizonte
Jagen sich gleich Rossen
Kämme weißer Wogen.

Eine schäumt gewaltig
Zu des Himmels Bogen,
Glättet sich verschwindend.

Gliche ihr mein Leben,
Noch dem späten Wandrer
Fern ein leuchtend Sinnbild.

Er sagte sie vor sich hin, als er sich zum Gehen wandte. Da stand Anselm neben ihm, und seine Augen leuchteten von einer Begeisterung, die Ganilo nie an ihm gesehn. Was dein Herz ergreift im Zuge jener Wogen, so mächtig bewegt und doch ewig gleich und voll erhabener Ruhe, und was sie treibt, sieh, was den Erdkreis wahrlich hält und ihm die Wasserhülle umtut, ich sehe die allmächtige Hand, die vor aller Zeit auch diesen Augenblick in ihrer Weisheit beschlossen, und vor aller Zeit so meinen Geist geboren, wie den gebenedeiten Gottessohn. Aber Ganilo stand ihm entgegen, unerstaunt über die verwunderlich hohen Worte, denn Höheres dachte er und sprach: Nach Stolzerem stehet mein Sinn. Nicht den Gott, den du anbetest, will ich zum Vater. Sieh was jene Wogen treibt

und was mir das Herz bewegt, kennst du nicht und niemand hat es noch erkannt. Aber daß ich es sei, da ich noch rede, und jene Woge, da sie zum Himmel schäumt, hat mir der Geist verkündet. Du redest einfältig, hatte Anselm zornglühend erwidert, dann war er ihm auf lange Zeit verstummt. Und die Antwort Ganilos war der „Schutz des Einfältigen“ gewesen.

Den hatte er in seinen Heimatbergen niedergeschrieben, wo die warme Liebe der Familie dem glänzenden Jüngling einen so ruhigen als angesehnen Aufenthalt bereitete. Auf den Bergeshöhen, wo die erweiterte Brust freie Luft und freien Sinn atmet, in dem herrlichen Wald, wo die allmächtigen Eichen und der Buchen kräftige Freundschaft dem fröhlichen Denker liebe Gesellschaft waren. Goldene Tage waren es vollends gewesen, als aus der Hauptstadt die strenge Muhme Agnes mit ihren reizenden Töchtern zur Dammburg kam. Miranda war unter ihnen gewesen, und der stille Ganilo hatte sie geliebt. Wie er freundlicher alles rings betrachte, auch dem übermütigen Burgherrn, dem Oheim Herrmann gern zur Hand sei, lebhafter Antwort gebe, hatte niemand inniger freundschaftlich beobachtet, als Muhme Hildegard, die treue Pflegerin seiner Kindheit, die sorgliche Wohltäterin der Kranken ringsum. Auch kam er zu niemand lieber als zu ihr in das grüne Stübchen mit dem mächtigen Kamin. Wenn er dann von den Gängen des Tags, von seinen Gesprächen und kleinen Erlebnissen erzählt, wenn behutsam und schüchtern liebe Worte von Miranden durch das stille Gemach leise ge-

klungen, dann entwarf er wohl frisch ein frohes Bild von seiner Reise, er kam auf England, auf Anselm, er sprach von dessen Lehren und von eigenen Gedanken.

Jahre vergingen. Hildegard war Klosterfrau geworden; Ganilo von Ort zu Ort reisend, glücklich in Disputationen, reich an allen Einzelheiten der kirchlichen Gelehrsamkeit, liebte die Dammburg noch als seine Heimat, ob manches gleich dort anders geworden. Ohm Herrmann war gestorben, und bald zog Muhme Agnes als Herrin ein. Als der Jüngling wiederkehrte, waren nicht die Gemächer nur ihm fremder geworden. Er war nicht mehr wie sonst Stolz und Hoffnung der Familie; denn so laut der Ruf seines Wissens, so aufdringlich war das Gewicht seiner unfrommen Gesinnung. Die strenge Agnes hatte ihn als Geistlichen wiedersehen wollen, und sie empfing ihn wie einen Abtrünnigen. Doch als er Miranden sah, vergaß er alles Harte, das ihm begegnet, denn sie war schöner denn damals und sie liebte ihn. Zwar hat er keines jener süßen, zärtlichen Worte vernommen, die der Genius einer reineren, seligen Welt gleich fremden Perlen in den Weihestunden des Gemütes zur Erde trägt und in einen schönen Mund leis niederlegt. Denn die fratzenhafte Dichtung des übermütigen Gottes, der dieses Leben schuf, verträgt nur getragene Worte, daß nicht das ausbrechende Gefühl die Zuschauer rühre und die verbrecherischen Götter über die Welt weinen, statt ihrer zu lachen.

Die heilige Nonne war auf wenige Tage aus ihrem Kloster gekommen, die neuen Tage der Dammburg zu sehen.

Auch sie wußte von Ganilos unkirchlichem Sinn, aber sie war lieb und milde wie nur je. Wie sonst hatte sie dem Jüngling gegenüber gesessen, ihm mit ihrem Blick voll Liebe ins Auge gesehen, und er hatte den Blick zurückgegeben voller Liebe. Dann hatte sie die zarten Finger auf seine kräftige, schmale Hand gelegt, und leise hatte sie zögernd und mit innigem Nachdruck gesagt: Willst du denn nicht mehr beten, wie ich dich gelehrt, morgens, wenn du aufgewacht, und abends vor du einschläfst, willst du nicht mehr mit Gott reden wie das Kind mit dem Vater, wie dir's zu Sinn ist, was du getan und hättest tun mögen – es wird dich selig machen. Das kann ich nicht, hatte er weich, doch bestimmt geantwortet. Du kannst es, war sie noch milder fortgefahren, denn du bist dennoch ein gutes Kind.

Hildegard wußte, daß er Miranda liebe. Sie riet ihm, sich noch wenige Zeit fernzuhalten, dann der Muhme Agnes sein Anliegen zu gestehen, zu fragen, ob er kommen und die Braut sich holen dürfe. Ganilo hatte gehorcht. Nach Monaten hatte er geschrieben und keine Antwort erhalten. Seiner Leidenschaft Knecht, hatte ihn die hartnäckige Hoffnung nach der Dammburg getrieben; und heute hatte er in den verlassenen Gemächern einen Brief gefunden, worin man ihn sich in das Unvermeidliche fügen hieß; er möge sich eine Zeitlang allein in der Heimat wieder einleben, und der Kinderträume vergessen.

Weit hatte Ganilo der Pfad über den Bergrücken hin geführt, bis wo eine tiefe schluchtartige Senkung, die Wände mit dichtem Laubholz bedeckt, das Kloster Kreuzwalden

einschließt. Die schwarzen Wolken hatten sich geteilt und der Mond beschien das freundlichste Bild. Sein milder Schein weckte den Einsamen aus dem verlorenen Sinnen zur Gewißheit des maßlosen Schmerzes. Und als er nun Liebliches rings erblickt statt der grausig öden Umgebung der Nacht, da löste der harte Schmerz seine grimme Fessel, und sein Herzblut strömte hin, und aus seiner Brust rang der Ruf sich: Miranda! Da begannen im Tale die Glocken Gebet zu läuten, denn es war Mitternacht, und der Fest-tag beschloß sich. Und wie Ganilo verstummt und horcht, da drängt in einen Augenblick sein ganzes Leben sich zu-sammen – aber da ist ein neuer Gedanke zu all den schmerz-bekannten Bildern, und was versteint seine Züge und breitet ein entsetzliches Lachen über das Antlitz, und welcher Dämon finsterer Klüfte rief dies teuflische Tönen – man wußte nicht, ob sein menschlicher Laut Miranda oder Maria klang – –

Die Glocken waren verklungen; rein leuchtete das Mond-licht über die stille Landschaft; drunten im letzten Betstuhl der Klosterkapelle stimmt ein fremder Mann das Ave-Maria an: Jungfrau Maria, mein gequältes Herz ist Dein Opfer, Heilige, Reine, Jungfrau Maria. –

Ganilo hat als frommer Mönch seinen „Schutz der Ein-fältigen" beschlossen und dem Lehrer gesandt. Von Tag zu Tag hatte er die Widerlegung seiner kühnen Sätze er-hofft, vergebens erhofft, bis der Tod in die freudlose Zelle trat. Das Gebet seiner heiligen Stunden vor sich aufge-schlagen, ist er gestorben – unter den Trostworten des Beichtigers und der Brüder unaufhörlichem Paternoster.

Viertes Kapitel

Von dem Herrscherberufe einer Philosophie

Die Umdeutung oder Reinigung des ontologischen Beweises steht bei Dühring*. Ich glaube so wenig etwas außerhalb des Gedankenkreises dieses Heros vorzubringen, daß ich es vielmehr nicht wünsche. Wüßte ich, daß dieser sein Gedankenkreis an Inhalt und Umfang bekannt wäre, so würde ich es nicht für notwendig finden, daß diese Zeilen gedruckt, zum Teil nicht einmal, daß sie geschrieben würden. Denn ich halte sie für Dühringsche Philosophie.

In der Tat, durch eine gültige Lehre gilt es, die Religionen zu bekämpfen in den Gemütern. Dies geschieht durch eine Philosophie und durch keine Superstition. Denn daß das Gemüt, es kranke denn, sich nicht beruhigen könne, wenn der Kopf nein sagt, und umgekehrt, haben sogar Nichtmaterialisten, wie Jean Paul, eingesehen. Aber das ist ein Glücksfall – in der Tat, Jean Paul ist ein Haupttreffer in der Losziehung der schöpferischen Naturmöglichkeiten –, und solange Empfinden und Denken als wesentlich außerkörperliche Mächte angesehen werden, was mag ihnen da belieben. In Wirklichkeit aber sind sie in der endgültigen Gesamtheit der bestimmten Menschenerscheinung inbegriffen und eingeschlossen.

Unser junges Geschlecht hat diese Erfahrung noch nicht gemacht.

* Geschichte der Philosophie, S. 187—188.

Die Philosophen haben sich noch immer in verschwindender Vereinzelung befunden, und zwar weiß man nicht einmal recht, ob man sich darüber ernstlich wundern dürfe. Denn unsere persönliche Erfahrung bringt uns mit so wenig Menschen zusammen, die an ihr Seelenheil gedächten, und wo der Nicht-nur-Brot-Trieb lebhafter sein sollte, lassen sie sich das Nötige von einem besoldeten Priester vorsagen. Wenn man sich die immer wieder überraschend geringe Zahl der maßgebenden Geister, etwa nur, um im gleichen Gebiete zu bleiben, verhältnismäßig zu den gedruckt erscheinenden, ja zu den Aufsehn erregenden Büchern vergegenwärtigt, so erscheint die quantitative Abbildung durch das Verhältnis der *Masse* eines mechanischen Systems, eines Hebels etwa, in Beziehung auf die Angriffs*punkte* der bewegenden Kräfte kaum als Übertreibung. Vergessen wir aber nicht, daß der große Lagrange auch den massigen Halt des mechanischen Systems als eine Summe sich gegenseitig hemmender und aufhebender *Kräfte* zu begreifen gelehrt hat, so eröffnet dieses Bild eine noch ungleich erstaunlichere morgenlichte Aussicht: da die zahllosen Kräfte, die noch durch verkehrte Anordnung sich fesseln und morden, sich gleichsam schon leise regen und eine Tätigkeit und Bewegung von noch völlig unanschaulichen Dimensionen begründen. – Ich sehe, ich werde in diesen Blättern keinen Zweifel äußern dürfen, ohne daß ihm der Trost sich in den Weg stellt; selbst wo ich fluchen will, verkehrt es sich in Segnen, und aus den Schutz- und Trutzliedern werden Triumphgesänge.

Das macht, ich habe den Schmerz, ja die Todesangst des Lebens überwunden; ich habe mit dem Herrn gerungen und bin genesen.

Wie steht es um den Atheisten, wenn die Stunde kommt, wo er fleht: wäre ein Gott – wie gerne wollt ich beten; ich bin ja nicht so stark, allein zu bleiben – ich will ja heim. Doch hab ich keine Heimat, und auf der ganzen weiten Welt ist die schützende Milde nicht zu finden, die mein gepeinigt Herz ersehnt.

Ich entsinne mich einmal ein einfaches Volksbild gesehen zu haben, das in seiner Darstellung der Gottseligkeit zahlreiche ernstliche Hindernisse und Abwege, Drachen und Engpässe angebracht hatte, dagegen den Weg der Gottlosen recht breit und bequem in die Hölle führen ließ. Das ist falsch. Auch der Atheismus hat seine Anfechtungen und Rückfälle, und wie viele, die die Lust von Gott entfernte, hat der Schmerz zurückgeführt. Freilich wem die Ängstigungen der Sünde sich nicht in die Reinheit eines völlig erneuten Individualbewußtseins aufgelöst haben, den kann auch nicht die Durchkostung des Schmerzes zur Klarheit des Systems führen.

Der Schmerz ist der ernsteste und vollkommenste Einblick in jene Systematik des Alls, deren Notwendigkeit und Harmonie die größte Genugtuung in sich enthält, deren der menschliche Geist fähig zu sein scheint. Die Fülle der Beziehungen hat bei ihrer Ausprägung zur Wirklichkeit neben dem fallenden Körper, dem sich erschließenden Weizenkorn auch den empfindenden Menschen aus sich hervor-

gehn lassen. Die Fülle des Seins ist in ihm lebendig, aber er ist das All nicht: eine Größe bestimmt sich durch ihre Grenze, und daß der vollkommenste Sohn des Staubes nicht erstickt in den Staubmassen des Universums, ist schon die höchste Leistung der artbildenden Kraft. Die Feinheit seiner Gliederung, die völlig beispiellosen Fähigkeiten, die Vielfältigkeit im höchsten Sinne mußte durch einen entsprechend zärteren Stoff entgolten werden. Daß Reizbarkeit und Aktionsfähigkeit beide eine gewisse Vollkommenheit der feineren Organisation bedeuten, mag als geläufig gelten; Reizbarkeit aber ist ohne Verletzlichkeit nicht zu denken. Und wo sich dem oberflächlichen Beschauer vielleicht nur eine Schwäche zeigt, mag eine viel bedeutsamere Tugend im Hintergrund schlummern. Ja, wenn wir das Individuum selbst als vereinzelnde Einschränkung im Sinne der Spezifikation fassen, so ist hier recht eigentlich dieselbe Seite Halt und Last des menschlichen Daseins. Betreffs der Konsequenzen dieses sehr allgemeinen Satzes berufe ich mich auf die Erfahrung. Man wird regelmäßig finden, daß das bevorzugtere Individuum sich unter seinen Genossen durch Empfindlichkeit, durch entschiedene und andauernde Mißstimmungen, ja nach der Behauptung vieler auch durch körperliche, also selbst peripherische Kränklichkeit bemerklich macht.

Eine Grenze bestimmt die Größe. Und wenn analog jenen Unendlichkeitsideen, die seinen Fähigkeiten entstammen, der gewaltige Schmerz die Idee eines unerträglichen und völlig ungeheuren Geschicks aufdrängt, so ist die feste

Überzeugung von der Endlichkeit und Abgemessenheit der Vorgänge im Bereich des Empfindens, wie in dem der Körperbewegung ein übergewaltiges Mittel des Ertragens. In der Tat hilft die Natur dem geopferten Individuum durch die Auflösung der Lebensenergie des Schmerzes in Schlaf – Wahnsinn – Tod.

Schopenhauers falsche Philosophie hat dem Geistvollsten aller Deutschen zu einem freudlosen Leben verholfen*. Es ist wohl zu bemerken, daß solche Lebensniederlagen typischer Art dem Idealismus entstammen, und es ist schwer, den ursächlichen Zusammenhang dabei nicht zu sehn. Auch Rousseau, Idealist freilich in vagerem Sinne mitten in materialistischer Umgebung nach Zeit und Raum, hat sich am allerwenigsten mit dem Leben abzufinden gewußt. Ich spreche hier von wahren Leuchten und Zierden der Menschheit: Schopenhauer ist mein geistiges Leibgericht, und Rousseaus Schicksale ein erhabenes, sogar keineswegs immer düsteres Poem. Es scheint, als habe die Natur gezögert, gleiche Vollkommenheiten mit gesunderen Tendenzen zu einen. –

Die Menschheit hat noch wichtige Erfahrungen zu machen.

Der Idealismus versucht seinen maßlosen Wünschen durch die Erdichtung einer falschen Unendlichkeit von wesentlich verschiedenen unerkannten Wirklichkeiten zu ge-

---

* Hier sind einige Worte der ersten Ausgabe weggefallen, die der Verfasser selbst in seinem Handexemplar gestrichen hat. Man vgl. Schopenhauer-Scholie IV in „Zur Kultur der Seele" S. 333. D. H.

nügen. Aber das ist eine unwirkliche Vorstellungsart, die wir gar nicht ernsthaft ins Auge fassen können, alles für möglich zu halten und seine Gedankenformen in einer üppigen, aber rudimentär gebliebenen Entfaltung der Welt zur Unzeit aufzudrängen. Nur in ihrer normalen Betätigung an der Wirklichkeit werden aus den verderblichen Besonderheiten der Subjektivitäten auszeichnende und herrschaftgebende Kunstmittel.

Der Idealismus treibt ein ruheloses, sich stets erneuerndes Spiel mit unseren metaphysischen Bedürfnissen. Ein Philosoph will uns überreden, daß der Wille uns und das All geschaffen; aber was war das Motiv dieses „Willens"? Sich selbst geschaffen haben, welche düstere Verantwortlichkeit! Beinahe wie die geliebt zu werden. – Dies All ist nichts, für den, der mit seinem bekehrten Willen dem Nirwana angehört, das Nirwana ist nichts für alle nur mögliche Erkenntnis. Wo aber ist etwas?

Auf dem Kontinente der genugtuenden einen Wirklichkeit, wie sie in unserem greifbaren Bereich liegt, pflanzt der Positivismus seine königliche Fahne auf. Der Boden unter den Füßen ist der notwendige und hinreichende Beweis für eine genugtuende Wirklichkeit.

Der Positivist erkennt sogar klarer als der Idealist die völlig einzigartige Bedeutung des Subjekts. Er weiß die Formen der intensiv erheblichsten Hervorbringung des Systems herauszuheben und somit in die wesenhaft objektiven Beziehungen einzudringen.

Das Reale besteht aus kleinsten realen Teilen. Keiner

Distanz gegenüber erlahmt der Teilungsgedanke. Deshalb müssen wir das Reale punktuell, also nicht räumlich denken, und erkennen distanzielle Anordnung überhaupt als eine nur subjektive Form unserer unbegrenzten synthetischen und analytischen Vorstellungsmöglichkeit. – Das ist der Typus einer Formfeststellung.

Was ich zählen kann, ist eine Anzahl. Das Unendliche ist unzählbar. Also gibt es keine unendliche Zahl. Deshalb sagen wir im Hinblick auf die Ganzheit und Einheit des all unsere Vorstellungen mit umfassenden Systems, daß es eine reale Unendlichkeit nicht geben könne. – Dies ist eine aus dem Systembegriff gewonnene tatsächliche Erkenntnis.

Ganz allgemein gibt sich das Subjektive regelmäßig als formgebend kund durch eine Qualität, die als solche quantitativ grenzenlos ist; das Objektive durch eine einschränkende und zur bestimmten Funktionierung bestimmende Widerstandssetzung.

Ich habe in dieser Richtung einen Beziehungsnachweis innerhalb des Dühringschen Gedankenkreises in Bereitschaft, der wohl geeignet ist, von der Bedeutung einer materialistisch positiven Philosophie für die maßgebende Schätzung der Lebenselemente einen Begriff zu geben, auch über den besonderen Reiz hinaus, den er auf den mit Dühringschen Ansichten vertrauten Kenner ausüben mag.

Dühring hat die Careysche, die kritische Werttheorie vor allen hervorgehoben und fortgebildet. Man nimmt häufig an, wenn der nationalökonomische Wert einer Sache

nach dem Widerstand, der ihrer Erlangung im Wege steht, bemessen werden solle, so verschwände jede auf unsere Empfindung bezügliche Bedeutung des fraglichen Wertes. Aber die Ferne und das außer unserm gegenwärtigen Bereich Liegen bestimmen auch abgesehen von der nationalökonomischen Überlegung unsere Stellung so vorwiegend, daß man ohne nähere Bestimmung und Einschränkung den Wert der Sache mit den Erlangungsschwierigkeiten gleichsetzen kann. Recht eigentlich erst, wenn die zauberhaften Täuschungen dem Kinde – dem Phantasten – dem affektiv Bewegten überhaupt benommen sind, zeigt sich im Hintergrunde eine positive wesentliche Beziehung auf unsere Förderung. Um diesen Inhalt bewegen sich die Benennungen Nützlichkeit und produktive Kraft, insofern bei Sachen von einer solchen geredet wird. Bedenken wir, daß in die unbeschränkten Formenmöglichkeiten des Subjekts das Wirkliche als Widerstand und Hinderung eintritt, so erscheint die Behauptung schon kaum mehr als Hyperbel und jedenfalls von sachlichem Inhalt, das Objekt sei als solches: Wert.

Der Reiz des Objektiven gehört dann freilich nicht zu den eigentlich produktiven Elementen; er ist, wenn man will, eine Täuschung. Art und Größe des rein Subjektiven sind auch hier das endgültig Entscheidende, bezüglich dessen Entfaltung als in zweiter Linie und verhältnismäßig zu den wertbestimmenden Erlangungshindernissen positiv die Widerstandsanregungen in Frage kommen und demnach auch eine passende Anordnung erfordern. Hier kommt

es auf die überlegene Hand an, welche nur das als Wahrnehmung oder Nahrung Assimilierbare herantreten läßt, um über dem wesentlich objektiven Differenzspiel der Hauptsache des Systems Raum zu schaffen, dem Differenzspiel der Beziehungen nach Analogie der Liebe und der souveränen Gedankenverknüpfungen.

Völlig absurd erweist sich das Ansinnen, als müsse man, damit der wertschaffende Differenzenmechanismus in Tätigkeit bleibe, für Schaffung und Erhaltung künstlicher Widerstände sorgen, da doch das Objekt als solches und die von der Natur unwiderruflich aufgestellten Erlangungshindernisse dem Subjekte eine nicht nur subjektive Disposition garantieren. Durch die Hervorbringung von möglichst vielen und verschiedenen Empfindungsindividuen und möglichst dispositionshaltigen Hirnen, also durch bloße Vielfältigkeit, die immer in ihrem Bereiche liegt, wird die Natur am entscheidendsten für den genugtuenden Charakter der Welt zu sorgen imstande sein.

Der menschliche Gedanke ist bei seinem ersten Auftreten von der Unscheinbarkeit eines Fruchtkeims; aber in immer wiederholtem Andringen treibt er einen Halm, einen Stamm, treibt Blätter und Blüten: vergleichbar einer Melodienfügung, die einer leis anklingenden Tonfolge im Fortschritt des Harmoniewerks die Tonmassen unterwirft. Und das sind die Elementenmassen des Systems. Welch ein frommer Gedanke, und wieviel gewaltiger und verbindlicher, als der entsprechende von der Harfe in der Hand des Schöpfers. Alle Barmherzigkeit und Krankendienst eurer

Religionen wieg' ich auf, indem ich den erhabenen Priesterberuf des Wirklichkeitsphilosophen vorstelle, der die kräfteentfaltenden, ja auch genußschaffenden Beziehungen des Lebens zutreffend abwägt.

Fünftes Kapitel

Sokrates

Auf dem Markte von Athen sah man im Treiben der geschäftigen Menge ein Häuflein schöner Jünglinge um einen unansehnlichen Mann versammelt, seinen Reden horchend. Dieser Mann mit den Wulstlippen und schmächtigen Beinen, dieser Mann mit den Lichtaugen und Redeblitzen war Sokrates.

Die geschäftigen Menschen ringsum erschienen ihm nicht besser als ein Haufe Narren, der zum Blutgerüst eilt, sich stoßend und drängend. „Sie sollten lieber", sagte er oft mit nachdenklichem Lächeln, „sich lieben." Kam ihm nun einer vollen Herzens zu beichten von seiner innigen Freundschaft, und wie sein Freund ihn hart abweise, so konnt' er ganz zornig werden, nämlich nicht über den Abweisenden, sondern über den Liebesel'gen. „Denn will Natur zwei Menschen zueinander, so legt sie ihnen beiden den Liebesfunken ins Herz, und dieser gibt eine heilsame Flamme, an der das Innre der Welt erglüht und fruchtbar wird; dahingegen in des Einen Brust gibt's den Brand, eine heillose Krankheit. Diese richtet ihn dann zugrunde, und er hat's so haben wollen," schalt der Weise sehr grimmig.

Aber auch der glücklichere Freund hatte ihm zu klagen, und er erzählte schmerzbewegt: „Sieh, es war ein Tag wie heut, azurblau der Himmel und das ferne Meer, klar und heiß. Ich ging zur Burg. Die weiße Marmortreppe brannte und glänzte in der Sonne und noch lichter hoben sich hier die Gestalten ab und schärfer, als habe sie des

Pheidias Meißel umrissen. Seine Augen aber leuchteten mehr denn die Sonne, so voll Seele und Liebe sah er mich an, und er drückte meine Hand. Ich habe nimmer geglaubt, daß ein Mensch mich lieben könne, ich liebte sie ja so demütig und sehr, und diesen hatte ich kaum anzublicken gewagt: da bot er mir seine Freundschaft, schüchtern, als bitte er. Dieser Tag ist der seligste meines Lebens gewesen – ach! geblieben. Warum lügt das Orakel der Natur? O ich entbehrte seiner Sprüche gern, sie schaffen unendliches Weh. Oder bestimmte die Göttin mir jenen nicht zum Freunde? Und nun ist er ein müder Zärtling der Natur und kennt die Welt nicht, wie ich sie kenne, und liebt mich nicht, wie ich ihn liebe."

„Kenntest du, Guter, die Liebe, die zwingt und wahr spricht, du redetest nicht so übel von dem Freund, dessen Auge die Sonne überstrahlt. Ihr müßt nicht glauben, der Liebe Wesen sei nur ein Spielwerk zu eurem Wohlgefallen, wie die Marmortreppe oder des Pheidias Goldbilder. Legt ihr nicht Hand an, als emsige Bildner des Geliebten, wird er euch untreu, fremd und fern; blickt ihr ihn an gleich dem Erzkoloß dort auf der Burg, kalt, steinern und wartend, daß er euch entzücke, so wendet er sich wohl billig von euch, der Liebling der Natur. Du mußt dem Freund begegnen, so vollen und schönen Herzens, daß seine Seele dir ein Willkommen zulacht. Bist du aber ein trüber Gast, so birg dich und schmäle mir die Sonnenaugen nicht, die sich dein nicht freuen wollen.

Ist das nun eine harte Rede? Aber der Mensch ist

schuldig darin mehr, was er ist, als darin, was er tut, und glücklich macht ihn, was er besitzt, und nicht was er erringt. Traurig und schwer zu fassen ist's freilich, daß wir uns seltner lieben und flüchtiger, als der Windhauch die Rosenknospe. Entfaltet er ihre Blätter nur ein wenig, weil er sie zerzausen würde, führe er länger und heftiger darüber hin? Nun sehnt sich die Knospe ihm nach, wacht vollends auf, und die befreiten Blätter trinken das Licht.

Wahrlich, jeder Seelenschmerz ist ein Geschenk der Natur. Von einem Gliede weiß man erst, wenn es schmerzt, und nur wer Seelenschmerzen kennt, hat eine Seele. Ich kann mir kein schönes Antlitz denken, über dem nicht der Schleier heiliger Trauer läge." Sah er aber bei solchen Worten sich das Gesicht eines Freundes verdüstern, so fuhr er ihn an, daß er kein Wort sagen solle, es sei denn einen ehrlichen Scherz, darüber er zuerst lachen könne. „Es gibt freilich Leute, die gleich ans Ersaufen denken, wenn ihnen die Wasser über die Seele gehen. Diesen fehlt der Geist Gottes, welcher über den Wassern schwebt; ein zuversichtlicher, mächtiger Geist, der aus dem tiefsten Schmerze Wehmut und aus Wehmut Entzückungen bereitet." Ein Philosoph warf ihm hier ein, wie denn solches Nachschaffen Gottes in der Menschenbrust gedacht werden könne. Der Weise lächelte: „Da Gott nicht ist, mußte man ihn erfinden. Denn man zögert freilich es auszusprechen, daß im Menschen, dieser Hyperbel der Natur, manches ein wunderliches, ja unnatürliches Aussehen erhalten habe. Dein

Meister, Freund, sagte oft, daß alles, was sei, vernünftig sei; das ist ein leichtsinniges Wort. Der Mensch vernünftig! Aber so denket doch ein wenig nach."

„Du weißt," fuhr er fort, „ich bin deinem Meister nicht eben gewogen. Dieser Mann scheint einige Gedanken gehabt zu haben, aber er hat sie unter einem gewaltigen Haufen von leeren Hülsen und schlimmerem Gewächse verborgen. Da suche nun, wer mag. Das beste ist, daß sich die, an denen noch einiges zu verderben ist, nicht völlig durch ihn verderben lassen; ist's nicht so, Freund?"

Jenen anderen und größeren fürchte ich weit mehr; wir alle haben von ihm unsere erste Philosophie gelernt und haben es ihm alle einmal geglaubt, daß der Mensch das Maß der Dinge sei. Daß es aber eine Wirklichkeit und Wahrheit gebe, an der des Menschen armes Wesen nichts ändern noch mäkeln könne, das ist eine neue Lehre und eine Erlösung den verwirrten Gemütern. Es ist, als habe der Großkönig uns unterm Joche gehalten diese ganze Zeit und uns geheißen, dieses zu wissen und so, jenes aber nicht. Der Besten welche haben da lieber das Wissen den Knechten überlassen und sind zu den Priestern und Magiern gegangen.

In der Tat, Freund, der Mensch ist so regellos und wunderlich, daß es schlimm um uns stände, hätten wir nicht die Dinge, uns daran zu messen. Seht," rief er und wies nach dem Piräus, „dort fahren nun wieder Schiffe aus, voll gewaffneter Männer, eine abtrünnige Insel zu zwingen, und das Volk weiß sich vor Jubel nicht

zu lassen. Solches ist zu gar nichts nütze, als nur zu zerschlagenen Gliedern, Wunden und Schmerzen. Und doch wollen es die Menschen so."

Hörte der Weise von einem, der Schmerzen litt, so konnte er trübe blicken und zögerte, mit ihm zu reden. „Jeder Schmerz ist unerträglich," sagte er dann, „aber wir ertragen alle. Einen ganz unmäßigen Schmerz gestattet die Natur nicht, wenn auch der Schmerz selbst ein Unmeßbares bedeutet. Ja, wohl gibt es Elend, aber das Elend überdenkend, gelangen wir zu einer hohen Zufriedenheit. Dieses ist der Geist des Gebetes, die göttliche Gewißheit der Menschenseele." So lehrte Sokrates von Athen, der Glückliche.

Sechstes Kapitel

System und Disposition

Wer mir folgen will, mag Vertrauen gewonnen haben. Ich habe ein Denkerbild aufgestellt, das mit allem Heiligsten, für das nur immer das Herz unseres wundervollen Geschlechts geschlagen, den Vergleich aushalten wird. Aber es handelt sich nicht um dies oder jenes zufriedenstellende Bild. Es handelt sich darum, mit den in sich unangefochtenen Ansichten vor keinem Spielgebilde des Lebens, vor keiner Massenform der Gesellschaft haltzumachen.

Ich muß, bevor ich weitergehe, zwei Begriffe erläutern, den des Systems und den der Disposition.

Ich komme betreffs des ersteren auf jene schon einmal erwähnte Bezeichnung des mechanischen Systems zurück, um in ihr eine bedeutsame Analogie aufzudecken, so verschieden auch die Ausdrücke gebraucht scheinen. Das Einende und Umfassende unseres in Frage stehenden Begriffes scheint mit der elementaren Zusammensetzung einer und der anderen Kraft wenig zu tun zu haben. Die Analogie wird erst zu einiger Anschaulichkeit gebracht, wenn wir einen einigermaßen komplizierten Körper als mechanisches Kräftesystem betrachten. Hier tritt dann deutlich die durchgängige Beziehung zwischen den Punkten des Systems im Sinne fesselnder und bewegender Kraftwirkungen hervor. Diese Durchgängigkeit kehrt in dem Allsysteme als die durchgängige Gleichheit der Tatsache, oder der Verbindung von Ding und Vorgang wieder, eine Fest-

stellung von äußerster Wichtigkeit. Es ist kein Geringes, sich der Einheit des unmittelbar persönlichen und des universalen Bewußtseins, ja des Persönlichkeitsaffektes mit dem Universalaffekt bewußt zu werden, daß nämlich die tastende Hand – oder das schweifende Auge – ja selbst die einigermaßen zutreffend gerichteten Gedanken durchgängig einem und demselben Wirklichkeitsstoffe begegnen. Im eigentlichsten Sinne wird hier die Einheit des Universums eine greifbare, und ich habe deshalb dieses Bewußtsein die Offenbarung der Greifbarkeit genannt: es reicht übrigens hin, um uns von der abschließenden Endlichkeit aller Phänomene zu überzeugen. Und wenn sich hier jene entsetzliche und zerrüttende Leidenschaft der Furcht vor dem Nichts entfesselt glaubte, da man ein Ende denkt, und auch nicht den Hauch eines Odems in der Nacht draußen, und eine Seelenerstarrung, wie der Vogel erstarrt, den ein ungeheurer Wirbelsturm über die Grenzen der Atmosphäre hinausführt, so ist vielmehr die feste Überzeugung von einer vollgültigen Realität durchgängig derselben Art, und die in dieser Dieselbigkeit das All begreift, die einzige Bewältigung solches Schreckens und eine vollkommene, ein Strom heißen Lebens durch ein gespenstiges eisiges Gebilde.

Ich habe den Begriff der Disposition in bezug auf eine gleiche Anschauungsuniversalität innerhalb des Systems am fruchtbarsten gefunden. Es ist die durchgängige Form der Einigung von Ding und Vorgang; insofern, wie wir es an mechanischen Tatsachen kennen, eine bloße Entfer-

nung oder Näherung ruhender, aber mit „Spannkräften" versehener, in einer bestimmten Richtung disponierter Körper genügt, um eine Kraftentfaltung hervorzurufen. Es scheint hier eine Zweiseitigkeit der Benennungen obzuwalten, die aber selbst nicht ohne ein gewisses Recht ist und geeignet, die Gültigkeit des Begriffs besonders bemerklich zu machen. Denn obgleich im strengsten Sinne nur von einer Disposition und disponierten Körpern in Beziehung auf sämtliche Gegenstände und im Moment des Beginnens des fraglichen Vorgangs geredet werden kann, so trägt doch der Begriff gerade dann so viel zur Klarlegung komplizierter Vorgänge bei, wenn man sich gestattet, unter Weglassung des an letzter Stelle hinzukommenden, also auslösenden Faktors die unmittelbar vorhergehende Anordnung eine Disposition und ihre Teile disponiert zu nennen. Da regelmäßig der letzteingetretene Faktor sehr klein sein oder auch anzunehmen sein wird, so erklärt sich hier, warum Auslösung eine Ausnahme von dem folgenreichen und in unserem Jahrhundert so wohlberufenen Grundsatze causa aequat effectum zu sein scheint, ja wenn die Disposition eine seit lange stabile Beziehung und der auslösende Vorgang außer dem ausgelösten Vorgang die einzige Veränderung vorstellt, im engeren Rahmen des unmittelbar übersehbaren Zeitraums auch wirklich ist. Übrigens erinnere man sich der Beispiele: das Lösen der Unterstützung des schweren Gegenstandes, – ein Rosseviergespann, durch den Druck einer Hand gelenkt, – die oft so undurchsichtige und deshalb von der rohen An-

schauung für nicht verursacht gehaltene Hervorbringung einer menschlichen Aktion durch ein unscheinbares und fernliegendes Motiv.

Der fragliche Vorgang ist ein Differenzenausgleich nach dem Modell der Arbeitsleistung beim Überströmen von Wärme. Die Bedeutsamkeit für die Systemauffassung ergibt sich in dem Verfolge der Vorstellung, daß eine endliche Anzahl von Elementen eine direkt unbegrenzte Anzahl von Veränderungen garantieren kann, wenn man beachtet, wie jede neue differentielle Hervorbringung mit allen schon vorhandenen kraftschaffende Differenzen repräsentiert. Nähme einer aus dem gewaltigen Räderwerk des Alls die Zeit hinweg, so bliebe eine endliche Summe von disponierten Elementen als stabil, um sogleich, wenn ich das Pendel der Uhr des Universums wieder loslasse, ihre universelle Tätigkeit im Schaffen und Zerstören, in Empfindungen und Planetenumläufen aufs neue zu beginnen. Ich bemerke, daß es in keinem Falle möglich sein kann, alle Eigenheiten unserer Anschauung aus dem Weltbilde zu eliminieren: das hieße das Auge schließen, wenn man sehen will. Mehr, als daß eine derartige Summe von Dispositionen auch ohne räumliche Dislokation habe im Anfang die Realität repräsentieren müssen als ihr ewiger Inbegriff, können wir von einer Weltentstehung nicht aussagen, da wir einzig und allein dem Räderwerk nach Hinzutat von Raum und Zeit angehören. Wir selbst sind die absehbar feinste Differenzierung und Anhäufung von Dispositionen in Gestalt von Trieben und Erkenntnis-

formen. Und das Leben ist jene große Differenz, welche mit der gewaltigsten Entfaltung von Bewußtsein und Leidenschaft ausgeglichen werden soll.

Siebentes Kapitel
Der Weg zum Grabe

Wandern! –

Gehört die Ferne auch zu dieser Welt? Nein, jener Bergeshang verhüllt der anderen eine, jener Welten, die wie Sonnen leuchten und lieblich sind wie bräutliche Lippen.

Zuvörderst freilich eröffnet er nur den Blick auf ferne Bergeszüge – wie aus den Wassern sich Wellen über Wellen heben, nie aber das gehoffte Zauberland. Wer dem Spiele lange zusieht, den ergreift es wohl wie ein Schwindel, er schließt die Augen und deckt sie mit der Hand. Dann muß er vor dem Brausen fliehen und strebt dem Lande zu – da sinkt er hin und sehnt sich nach dem Meere –

Ein müder Wanderer, der am Ziel verzweifelt, der die Ruhe suchet und ein Grab – das ist der Mensch.

Da die Völker noch jung waren, war auch ihnen jedes ferne Land wie ein verschlossenes Paradies, und sie zogen aus und pochten ungestüm an seine Pforten. Wer den Stein am weitesten warf, danach den Sprung zu wagen, der war König, und es entstand ein stürmisches Drängen nach West und Süd. Da ziehen sie dann an uns vorüber, ein Alarich, ein Attila oder Dietrich von Bern, und hinter ihnen jubelnde Völker ohne Zahl, siegesmächtig, mörderisch und glücklos. Denn mit Erstaunen sieht der Betrachter jener Zeiten einen germanischen Stamm nach dem andern in den westlichen Ländern verschwinden, untergegangen in romanischer Art, fast ohne eine Spur zurückzulassen.

Aber die Alpen sonderlich wollten je und je der deutschen Sehnsucht wie himmlische Mauern erscheinen, und wie mancher zieht noch heute über ihre freien Höhen in jenes heiße Land, achtlos des Wegs und seiner Umgebung, und immer das trügerische Feenbild vor Augen von inniger Schönheit und unendlicher Wonne. Vor einigen Orten verhüllt er sein Antlitz und eilt scheu vorbei; denn über die kahlen Höhen sieht er einen Zug trauernder Mönche schreiten, Kerzen in Händen und dumpfe Klagelieder singend; in ihrer Mitte tragen blondlockige Jünglinge einen schwarzverhangenen Sarg, und ihre treuen Augen fließen über von bitteren Tränen. Auf dem Sarg liegt die Kaiserkrone und das Herrscherszepter der christlichen Welt.

Als die christlichen Mannen ihre Kaiser immer wieder nach Italien ziehen und daselbst sterben sahen, wurden sie ihnen untreu, schlugen ihre Schwerter zusammen und gelobten sich Gott, der Kirche und dem heiligen Grab. Und es ergreift diese Scharen wie ein wahnwitziger Taumel, der den Mönch in der Zelle vom Gebete aufschreckt, und den König auf dem Thron von Werken des Friedens und Rechts. Der zerlumpte Pilger von Amiens führt das Stückchen vom zaubrischen Rattenfänger auf, der alle jungen Leutlein in den kühlen Tod gelockt, und diese ruhmreichen Fahrten sind wie ein Totentanz in rascherem Tempo. Es ist ein mörderischer Scherz der Weltgeschichte: die europäische Ritterschaft zieht aus nach einem leeren Grabe, um es mit ihren Leibern anzufüllen.

Und ist es denn nicht das Herrlichste, auszuziehen mit

des Lenzes Locken, Gott im Herzen und der Sonne stets entgegen? Solches entzückt die junge Brust. So ist es auch wahr, was wie ein Märchen klingt und wie ein trauervoller Zaubersang, daß sich in jenen Jahren die Kinder aus den Gärtlein und Spielstuben aufgemacht haben, die Türken zu schlagen und das Grab des Herrn zu schauen. Wann fand sich ein Heer mit frischeren Wangen zusammen und freudvollerem Mut? Da sah man die Braven und die Kräftigen König werden und Herzog; es gab nie weisere Herrscher, nie treuere Diener und nie innigere Freundesbünde. Die Knaben der feindlichen Nachbarn, deren Liebe sich verborgen halten mußte bisher, nun zogen sie aus Arm in Arm und jubelnden Sinnes, tauschten miteinander, was jeder aus seines Vaters Haus von alten Waffen gefunden, und dachten der Heldentaten, die sie mit solcher Rüstung gegen die Heiden verüben würden. Dem zärteren Liebling darf er nun immer nah sein, der braunäugige Freund, er darf für ihn sorgen, er darf ihn schützen, ihm helfen im heißen Kampf und wird den Ruhm mit ihm teilen und die erstrittene Seligkeit. Denn suchten diese begeisterten Kinder nicht alle nach den ewigen Himmelsfluren und nach ihren Gefährten, den lichtlockigen Engeln? Diese alle haben den Tod gefunden auf dem Wege, in Böhmen und Ungarn. Der Freund gräbt mit den ermattenden Armen dem Freunde das Grab, und des Toten Brüderlein wirft die erste Erde auf den lieben Leichnam. Dann setzen die Trauernden beide sich nieder am Grabhügel und denken des Heimatlandes, des

Vaterhauses und ihrer Mutter Abschiedstränen. Sie weinen zusammen und bitten ein Stücklein Brot vom Herren Christ, dem sie hatten von den Heiden helfen wollen. Und der Gott, zu dessen Ehre sie auszogen, schenkt ihnen einen milden Schlaf: sie träumen süß und wachen nimmer auf. – Leben ist Wandern und Wandern ist Sterben. Darum, wem sein Heim verödet und die Ruhe vergällt, der macht sich noch den Tod im Herzen auf und gehet in die Welt, ein Grab zu suchen.

Solch trüber Wahn treibet in aller Lenzessonne und Jugendfrische Herrn Walther von den Städten, von den Menschen. Er zieht der Ströme Lauf entgegen und bald steigt das Hochgebirg am Horizonte auf. Dem eilt er zu und weilt in seinen Tälern, seinen Klüften, bis er auf verschlungenen Wegen zur Höhle gelangt, die keines Menschen Fuß noch betreten. Als er sich da zum Sterben niederlegt, tritt zwischen den beschneiten Gipfeln die Sonne hervor und scheint ihm gerad ins Gesicht; und die Gletscher glänzen so hell und die düsteren Felsen schimmern in leisem Rot, als durchleuchte auch sie die lebendige Glut. Da schreckt er auf und fliehet vor der Sonne und eilt dem Meere zu, daß seine Wellen ihn bergen möchten vor Menschenblick und Sonnenlicht. Dort auf dem gründunklen Meeresgrund wird ein kristallnes Ruhbett ihm bereitet sein. Dann kühlen die Wasser die heiße Stirn und weben und wogen um seinen Leib, wogen vorüber weithin und empor. An den fernen Küsten rauschen sie und erzählen vom Grab am Meeresgrund. – Und dann weiß es die

Sonne, dann wissen's die Menschen. Herr Walther wendet sich von der schmeichelnden Flut, zu den Waldbergen der Heimat treibt ihn sein Wahn. Dort zwischen Eichen und Tannen unterm grünen Moos, dort findet er ein stilles Grab; die Vöglein sind verschwiegen, und des Baumes greise Zweige halten's geheim. Nun steht er an der Stelle, da einst seine Mutter ausgeruht, als sie noch ein Mädchen war und sich im Walde verirrt hatte. Hier hat sie sein Vater gefunden und hat sie nach Haus geführt. Und ist es nicht lieb und recht, daß gerad an derselben Stelle des Försters schönes Töchterlein unserm Walter begegnet, welcher darauf sein Wandern und Suchen vergessen und des Försters Töchterlein sittsam und schüchtern nach dem Heimatsdorfe geleitet hat?

Achtes Kapitel

Eros der Dämon

Da bleibe mit ihm, wer mag. Es gibt Sehnen, das sich nicht so leicht begraben läßt, und sich gewaltig immer wieder auch gegen den über und über bekränzten Sargdeckel der Verhältnisse aufstemmt. Denn verschweigen wir es nicht, die Umstände, wie sie uns geboten werden und in denen noch keine überlegene Hand gewaltet – –

Der Mensch gleicht beim Eintritt in das Leben nach überwundener erster Vorbildung – dem ersten Aufrichten gleichsam – dem Schwimmer, der auf hohem Sprungbrett noch über dem Wasserspiegel dahinschreitet; es ist das die Zeit jener selbstverständlichen Elevation, wo an jede Stimmung, an jeden Gedanken auch die beste historisch gegebene Äußerung nur wie eine ungefähre Annäherung heranreicht. Dann aber springt er ins Wasser und taucht sogleich ganz unter –

Es sind jene Lebenslagen, die die Prüfung des umschauhaltenden Verstandes nicht ertragen; jene Lebenslagen der Hemmung, der leeren Zeit, die man empfindet, als ob der graue trockene Sand der Sanduhr mit ermattender Stetigkeit durch die Finger ränne – –

Ach führe der Teufel nur herein,
Ich folgt' ihm gar zu gerne –
Ich hab' verflucht den holden Schein,
Die Glücks- und Liebessterne.

Wild schlürfen will ich den süßen Saft
Und lache der Zucht und der Sitten –

Ich lebe, noch leb' ich mit ganzer Kraft
Und habe genug gelitten.

Was hilft mir der Weisen verständiges Lob,
Ich weiß nur von Torheit und Wonne –
Ja seit mich der Höllenzauber umwob,
Was gilt mir die goldene Sonne. –

Frau Venus, hegst du noch Jugendlust,
Bist nicht unterdessen gestorben,
So nimm mich an deine holdselige Brust,
Und mach mich auf ewig verdorben. –

Den ganzen Weg war sie vor uns hergegangen; jetzt verschwand sie in den Kolonnaden, die die Ecke des alten Zopfstilhauses begleiten.

Vorbeigehend sah ich in ein hohlschauendes, ruheloses, wunderschönes Auge, und bleiche Lippen murmelten unverstandene Worte, Worte wie aus weiter Ferne klingend; auch weilte in weiter Ferne der starre Blick.

Es war eine tolle Nacht. Wie man nur immer sein selbst vergessen in B. eine Nacht vertaumeln kann, so ging's in dem reizend geheimnisschaurigen Nebel, der seit zwei Tagen sich nicht gehoben, von Lust zu Lust, Ausgelassenheit auf Lippen und Wangen, und im Herzen eitel Nichts.

Die Kobolde der guten Laune, des Trunks und des Todes feierten Hexensabbat in der Nacht, und graue Gestalten huschten hierhin und dorthin, Lust dennoch, freche Lust in

jeder Miene und jedem Schritt. Die Hexlein sind's der Walpurgisnacht im Schnee.

Als ich um die nächste Ecke bog, faßte mich eine Hand – es war das Weib von vorhin. Eine hohe Gestalt – auch mochte sie wohl noch jung sein, doch in ihren Augen lohte ein Feuer, wie ich es nie gekannt, und in diesen Augen kämpften Schrecken des Todes mit dem Stammeln der Lust.

Ich folgte ihr weithin – bald waren wir in einem alten, schönen Gemach – bin ich da entschlummert oder war, was ich hörte, mehr als ein Fiebertraum? – –

Mir war's, als hörte ich des Harfners Töne und Mignons ewig holden, sehnenden Sang. Und die zarten Töne trugen mich hin an jenen lieblichsten aller Seen, in jene Gärten und Haine, da Mignon als Kind geweilt – – Das Weib aber sprach:

So still, selig, sonnenumschleiert lag der See, und so war auch mir. So glitt der Kahn heran; ich öffnete, den Fremden zu gönnen, was mir so wohlig schien. Da stand er im Kahn und schaute alles mit großen, erstaunten Augen an, aber nicht überrascht, sondern als ob er das nur selbst so gemacht und nun zum ersten Male fertig sähe und also sich erblicke. Auch mich blickte er an, dort am Myrtenbaum, als wir den Garten durchwandelt – ich hatte nicht ein Wort gesprochen, denn mir war, als wüßte ich nichts zu sagen. Und dann kehrte er um und blieb in der Nachbarin Herberge. Ich aber liebte Angelo, und Angelo hatte mir den Verlobungskuß grad am selben Morgen gegeben; abends kam er zu mir, da mußt ich weinen – ich

hab ihn fortgeschickt. Ich glaube, er ist erschrocken, so trotzig war ich und wild. Anderen Tags sah ich ihn, den Fremden, kommen; da war mir nicht anders, als die Posaunen klängen und mir erschiene der Richter der Kreatur. Und der Posaunenklang wirrte meine Sinne, denn er war nicht erschrecklich zu hören, sondern wunderlieblich furchtbar. Da fuhr es mir weh durchs Herz, wie ich noch gestern so froh und ruhig und gut gewesen; ich sprang auf, da ich vorher in die Knie gesunken, und floh; und wanderte fort in die Berge, bis ich die Stelle fände, wo ich des Sees Spiegel wiedersähe, still, selig, sonnenumschleiert. – –

Wenn ich aber an ihn denke, wie er die Fliehende anrief, so erzittert die Seele, denn nicht in den endlos langen Qualen, die mir nun bereitet waren, in jenem Augenblick hat sie erfahren, was Schmerz, was Leid sei. Was seine Worte hießen, hab ich erst spät hier im kalten Nordlande gelernt. Das erste klang lieblich anlockend, doch als ich vor dem erschrak, klang das zweite wie rollender Donner: „Kind“ mag er erst gerufen haben, und „Törin“ dann.

Seit jener Stunde verfolgt mich das endlose Sehnen. Ich begehre einer Seele, in der ich ruhen möchte.

Damals bin ich in mein Heimatsdorf zurückgekehrt; ich bin des Angelo Weib geworden und habe ihn unglücklich gemacht; ich war sein treues Weib und habe ihn unglücklich gemacht. Denn ich mußte ihn hassen, da ich ihm treu war. Fragt nicht, ob er gestorben, ob ich ihn verlassen. Keine Stadt war bald, in der ich nicht Freude

gesucht – Frieden ersehnt – und den Fluch gefunden hätte.

Denn da mir das Herz entbrannte, riß aus den Armen des Lieblichsten jenes Auges tiefschauender Blick mich auf; schal, kühl und öde schien da plötzlich alles um mich; da sind Leiber und Lust, aber keine Seele und kein Glück.

Ich zog in dies kalte Land, ihn zu suchen. Da fühlte ich, daß ich alt geworden, und ob ich ihm auch noch willkommen sei, denn Jahre waren vergangen, daran ich nie gedacht.

Vor Tagesanbruch war's auf einer grau öden Fläche. Die Nacht durch war ich gewandert – denn Ermattung, süßes Hinsinken der Natur, die in ihrer Schwäche Glück findet, hab ich seit jenem Tage nicht gekannt. Ich aber setzte mich nieder und harrte der Sonne entgegen und sehnte mich nach Müdigkeit und Ruhe. Die Sonne ging auf; da schien er vor mir zu stehen, und vor seinen schaffenden lebendigen Augen verschwand der Todesgedanke für immer, und auch das Sehnen nach Ruhe ward mir fremd.

Nun sah ich Kinder zu Greisen werden und sterben; und wenn ich ihr Los ihnen neiden wollte, riß mich zu ihren Enkeln das rasende Begehren. Deren lacht' ich in ihren Armen und haßte sie, und brachte sie früher ins Grab, denn ihre Ahnen. Aber die Augen straften mich, milde sagten sie, es sei nicht wohlgetan, und unter solchen Worten brach die Welt in Trümmern.

Freund, auch du mußt sterben, aber den seligsten Tod. Denn in dir fand ich Erlösung. Da ich sprechen durfte, konnt' ich vergessen – dein ist nun mein Leid – du trägst

es nicht die hundert Jahr' – du stirbst in Frieden, wie du ihn meiner Seele gegeben. – –

Am Morgen war ich allein; das Weib will niemand haben gehen sehn.

Ihr wundertet euch, daß ich euch nicht folge – ich mache meine Rechnung mit der Welt. Denn mir ist nicht anders, als habe der Schicksalsfrauen eine mich besucht, und mich zur Eile gemahnt – auf daß ich nun glücklich scheiden möge – und in Frieden. – –

Neuntes Kapitel

Io

Meine Liebe
Ist so unermeßlich,
Daß ich an ihre Erfüllung
Nimmer glaube,
Nimmer glauben kann.

Meine Liebe
Ist so rätselhaft schön,
Daß ich an ihre Erkenntnis
Nimmer glaube,
Nimmer glaube an den Spiegel,
Den golddersehnten Spiegel meiner Wünsche.

Meine Liebe ist so furchtbar und ruhlos,
Und ich drohe dir, Unbesorgter,
Läßt du mich nicht los,
So verderb ich dich.

Von der Liebe Wesen ist in unseren Tagen ohne Zweifel zu viel und gewiß nicht genug philosophiert worden. Wer wollte hier nicht lieber stammeln, als daß er spräche. Da doch dieses der wundervollste Reiz unsres fädenreichen Hirns ist, daß es die Schranke des Wirklichen mit dem Trieb- und Formenspiel der Unendlichkeiten und mit dem Scheine des Erstaunlichen umwoben. Und dabei sieht man den Betätigungen seines Eigen so klar und gerade ins Gesicht, wie Gott Schöpfer seinen Werken am siebenten Tage.

Sein heiliges Selbst voll zu fassen, stelle man das Bild seiner Wesenheit auf den Altar. Hier begreift sich das Geheimnis der Gegenliebe. Denn man liebt nur zweiseitig und ausschließlich. Dächte ich, daß Sie irgendwen liebten außer mir, so könnte ich Sie nicht mehr lieben, sagte Napoleon in seinem Sterbejahre zu Montholon.

Um aber diese Idee des Inbegriffs deutlicher zu machen, komme ich auf meinen Lieblingsgedanken einer gewissen Ausfüllung, einer gewissen Gesamtheit. Denn ich denke ad vitam, da die Denker de vita regelmäßig seine dupes bleiben.

Einer gewissen Gesamtheit. Man stelle sich den Inbegriff der Möglichkeiten vor, welcher die zerstreute Trümmerkunde eines zerstörenden Vorgangs den Küsten vermittelt und dem Auge des Menschen. Oder man mache sich ein Entbrennen für dies dem Betrachtenden so häßliche Bauerngesicht durch die Erinnerung begreiflich, daß wem das Gesicht noch nie als ein Auswuchs des Ganzen erschienen ist von rein partieller Bedeutung, daß der vom Menschenwesen keinen Begriff habe. – Verstandeszerlegung und die Tendenz zum Element hat ihren Sinn verloren, wenn man den Ausgangspunkt einer gegebenen Ganzheit vergißt. Es verdient bemerkt zu werden, daß das Differential sich nur durch das Integral erklären lasse. Wer Ding und Vorgang beiderseits nicht aus dem System der Dinge und Vorgänge begreifen wollte –

Hier lassen wir denn das System zu Worte kommen. Mich bewegt dieses Keimen und Werden, und all dieses aus *einem* Grunde vollgültiger Realität. Und indem ich

die Hand ausrecke, ist mir, als ob meine Gedanken das Leben hervorriefen, das sie sind. Dieselbe Natur unterwühlt den Boden, dessen Senkungen und Brüche sie dann durch den Wind und Sand verhüllt; selbst feindlich scheint sie sich zu begegnen in den Gegenfestigungen gegen das Branden des Meeres von der Hand des Menschen, dieses lichten Spiegelbildes auf dunkelmassigem Hintergrund. Vorausgesetzt ist aber auch hier ganz allein das Prinzip der Veränderlichkeit als dem Gesamten unmittelbar innewohnend, als solches selbst ursachlos und Spielplatz der Ursächlichkeit, und dem Gesamtbild des einmal in die Entwicklung eingetretenen Seins entspricht eine derartige Zuspitzung der Naturangelegtheiten vollkommen. Dagegen bei angenommener Ausnahmestellung des Menschen und Gegnerschaft desselben gegen die abgesondert ontologisierte Natur gelangt man zu dem Begriff des Abringens und Abstehlens, aber nicht dem Begriff des Ein- und Mitwirkens im Sinne abschließlicher Hervorbringung.

Man verweile einmal beim ernsthaften Betrachten der Gesamtauffassung in Begriff und Wort. Und wenn ich hier die Erinnerung einflechte, daß die Wahrnehmung eines einzelnen Sinnes gar keine Garantie gegen Halluzination enthält, wohl aber die Übereinstimmung aller fünf, so achte man nicht nur auf den Inhalt dieses Satzes, sondern auch auf sein Hauptwort: Sinn und den Inbegriff von dessen Bedeutungen. Vielfältigkeit im Einklange ist das Gesetz des Sinnensystems, wie auch das Wesen des Dings mit mehreren Eigenschaften. Ein folgenreiches Er-

eignis wird anfangs eben auch so hingenommen, aber im Laufe der Zeit, bei gelegentlicher Nachfrage zeigt sich, wie bedeutungsvoll, wie vielseitig es gewesen sei. Deshalb ist auch die Fiktion eines Vorgangs in die Wirklichkeit hinein nie durchzuführen: über kurz oder lang wird von irgendeiner Seite her das Ereignis in Angriff genommen, nach der von dem Lügner ein Charakteristikum nicht vorgesehen war. Hiergegen leuchtet ein, wie bedeutsam zu dem Nachweis der Möglichkeit und einstigen Notwendigkeit gedanklich fixierter Zukunftsgestaltungen sich ergänzend die dichterische Schaffung der zukünftigen Wirklichkeit finde. Einen Vorgang in der Allseitigkeit seines sinnlichen Auftretens zu antizipieren, ist die allerreellste Anforderung, die an das subjektive Bereich gestellt werden kann. In der Tat scheint noch die Aufgabe allein staunenswert, dem Müssen der Zukunft in ähnlicher Weise Farbe zu leihen, wie solche – und zwar mehr noch, als bestimmte Formen – das Bild einer Rokokobegebenheit oder einer athenischen Handlung aufweist. Und die Lösung würde Unvergleichliches leisten, da die Gesamtwirkung ideeller Vorwegnahme hier entsprechend gipfeln würde, wie in der bunten Ansammlung augenfälliger Daten der faszinierende Eindruck des Lyrischen. Es handelt sich dabei um die Erregung einer hohen und konzentrierten Leidenschaftlichkeit, wo denn den noch so erfreulichen animalischen Antrieben gegenüber ein erheblicheres Empfinden sich behauptet, in demselben Verhältnis, als dem „rohen Anschlag der Natur" die ausgesuchtere Artung der Rasse

Mensch in scheinbar dualistischer Verschiedenheit gegenübertritt. – –

Schön wie die stille Sonne,
Die leidlos den tränenden Feldern
Ihre Scheidestrahlen sendet –
Wie der murmelnde Bach,
Der den Kieselstein am Grund verklärt und verzehrt,
Immer der gleiche,
Ob Tränen in seine klaren Wellen geflossen,
Ob man ihn mit Rosenblättern der Freude bestreut –
Wie die Grotte im Walde,
Die unberührt von den Gluten des Landes
Lauschig und kühl zum Weilen ladet – –
Da weilt ein Weib, ein herrliches junges Weib,
Und ihren weißen Leib berührt zitternd die Welle,
Und schmeichelnd grüßen ihn durchs Laub
Die Scheidestrahlen der Sonne.
Ihr Gesicht ist ganz Liebreiz,
Wie ein Traumgedanke
In der Nacht ihres seidenen Lockenhaars;
Und doch ist hier nicht Traum noch Gedanke –
Um die Lippen spielt es wie Glückverheißung
Und in den Adern wallt es wie Glückeswunsch:
Doch weiß sie nicht von Wunsch noch von Glück,
Auch schlummert sie nicht,
Und es ist kein Gebilde trügender Kunst –
Es ist ein schönes Weib.

Die Abendnebel steigen vom Wasser
Und füllen die Grotte.
Sie scheinen dichter als rings sonst –
Ein feuchter Schauer läuft über die Lilienhaut des Weibes –
Sie sieht die Sonne nicht mehr –
Und des Bachs nahes Murmeln klingt wie von fern –
Ihr ist so bang und eng,
Ihr ist so selig und groß,
Aber sie weiß es kaum –
Sie ist Gottes Gemahl und weiß es nicht – –

Zehntes Kapitel
Von Liebe und Mai

Tränen sind Perlen:
Es sprießet aus Trauer
Nachdenklicher Reichtum.

Des Menschensehnens
Lachen die Götter
Und morden sein Glück.

Denn des Menschen Gedanken,
Das sind die Götter:
Sie walten, sinnen und lächeln. –

In der lustigen Maiensonne am hellen Morgen führte Richard seine schöne Schwester über die Wiese, tief in den Wald. Sie sprachen, wovon die Vöglein auf den Zweigen singen und die Schmetterlinge sich zuhauchen im Vorbeifliegen, wovon die tauschweren Grashälmchen und neckischen Veilchen flüstern, und was der greise Eichbaum nicht müd' wird zu erleben, von der lustigen Sonne des Maien.

Mathilde sah Prinz Hans heute zum ersten Mal; er sprach nicht viel, aber im Walde meinte er, sie sollten rasten. Die Jünglinge schoben Steine zurecht und deckten sie mit grünem frischem Moos, doch baute Hans immer an seinem eigenen Sitz, und setzte sich zuerst, als er fertig war, ein wenig beiseit' von den andern beiden, Mathilden gerade gegenüber. Richard ging, jenes weiche, großfaserige Moos zu holen, das man weit seltener findet als das dunkelgrüne geschorene.

Heut ist dein Geburtstag auch, fing Mathilde an – und er war auch wirklich heute – aber sieh doch, wie schön die Bäume da zusammenstehen; nein dort, du siehst mich ja immer noch an. – Mathilde, die Bäume stehen nun schon so lange zusammen und haben sich doch gar nicht so lieb als wir. – Ach, Hans, die Bäume werden stehen und sich küssen, wenn wir schon lange tot sind und uns vergessen haben.

Die Goldmeisen sangen, die Zweige rauschten, da kniete Hans vor Mathilden auf dem grünen weichen Moos, und sie gaben sich den ersten süßen Liebeskuß. –

Richard kam ohne das Gesuchte zurück, wirr und wild; die beiden sahen's nicht, denn er zwang sich und mahnte milde zum Aufbruch. Bald wurden sie sehr betrübt, denn sie hatten einen langen Abschied zu nehmen auf lange, lange Zeit. Sie sahen sich tief in die Augen, und es war, als ob sie der Blick zueinander zöge und neigte, aber sie hielten sich bei den Händen fest. Hans meinte, ihn friere ein wenig, und Mathilde fand es sehr kalt. Eine volle, weiße Mandelblüte fiel auf ihren krausen Mantel; die nahm ihr Hans mit spitzen Fingern wie ein Stäubchen weg und küßte die Blüte nicht einmal. Sie gaben sich die Hand und sagten sich Lebewohl. –

Wie lange währt ein Tag. Hans schrieb an sie, wenige Worte und bebenden Herzens. Der stolze stille Knabe flehte zum ersten Mal, da es keines Flehens mehr bedurfte. Dann sprach er mit Richard viel von den Seinen und seinem fürstlichen Beruf. Aber der schwarzlockige Freund ward finsterer immer und trüber; war die trotzige Ehrfurcht so mächtig

in ihm, wollt' er den nicht dulden, den er lieben mußte? – Mathilde war allein in ihrem Zimmer, nachdem sie der Mutter nach ihrer Weise gern und lieb geholfen und manches mit ihr geplaudert. Der Nachmittag war gekommen, und noch wußte sie von nichts als von Maiensonne, grünen Bäumen und Vogelsang. Dann zog sie sich ganz schwarz an, und nun schaute aus dem leichten feingewebten Spitzenschleier und der zierlichen eng angeschmiegten Halskrause das wundersamste Gesicht, bald lachend, bald sinnend, bald rosig, bald blaß; wie jener Stern, der oft schon am Abendhimmel flimmert, wenn die Menschen ihre Lämpchen eben angezündet haben, Gott aber noch nicht. Sie hatte plötzlich sehr viel zu tun und war doch noch nie so müßig gegangen. Bald fand sie's so schön, im Lehnstuhl am Fenster zu liegen, aber nicht um hinauszusehn, nein, nur immer auf die Wand vor sich hin, als wollte sie das Tapetenmuster nie in ihrem Leben vergessen. Dann aber mußte sie ein Buch aufschlagen und einige Blätter umwenden; sie nahm ein sehr schön gebundenes, mußte aber die Erfahrung machen, daß sein Name auf den Blättern nicht vorkam. Bis sie ihn nun aus allen ihren Büchern zusammengelesen und nun vor sich sah, bald in ernsten gehaltvollen gotischen Lettern, wie man sie in den zwanziger Jahren liebte, bald in jener satten großen Schrift, in der sich ein guter Stil am besten liest, dann gar verziert auf gelbem Papier, wie sie's besonders liebte, hatte sie sich schon müde gearbeitet. Auch dämmerte es bereits, und sie setzte sich an den großen Tisch in die Mitte der Stube, sah die Bil-

der an den Wänden der Reihe nach an und dachte dann darüber nach, wie sie nun gerade in diese Gesellschaft komme und wie sie sich in derselben ausnehme. Und während sie darüber nachdachte, hatte sie ein wunderliches, liebes Lächeln um ihre Lippen. Dann aber griff sie nach dem Täschchen, welches vom Gürtel nach Art altdeutscher Tracht herabhing, und zog bedächtig seinen Brief hervor und las ihn durch, Zeile um Zeile; als sie fertig war, stand sie auf, ohne das mindeste Geräusch, ging vor den Spiegel, und brach in ein lautes Lachen aus, das ihr vor reiner Freude beinahe den Atem benahm. Da wandte sie sich dann ab und sank in den nebenstehenden Sessel, Tränen im Auge, und man konnte es ihrem Gesichte nicht anmerken, ob die vom Lachen dageblieben seien, oder vom Weinen.

Es war dunkel geworden, und plötzlich merkte sie's, sprang auf und zündete Licht an. Aber kaum sah sie sich in ihrem schwarzen Kleid, als sie alsobald das Licht wieder auslöschte und sehr ernst wurde. So ging sie zu Claire, der Zofe, und besprach mit ihr die Hochzeit Clothildens und was sie für ein Kleid tragen solle, und daß sie es noch gleich anprobieren müsse. –

Jetzt war es Nacht, und nun würde er kommen. Und das Gemach prangte in stolzem Lichterschmuck, und in all der liebbekannten Herrlichkeit saß sie sinnend, doch strahlenden Auges, wie eine glückselige Braut.

Als er hereintrat, war er totenbleich, und als er sie sah, stürzte er ihr zu Füßen und weinte laut und küßte ihr weißes Seidengewand. –

Es war ihm immer gewesen auf dem Wege, als schreite jemand hinter ihm, und der Schauder vor seines Hirnes wirren Bildern war ihn überkommen. Da vor dem Hause hatte er einen Stich am Herzen gefühlt, dann war er wohl zusammengesunken und hatte ein schmerzzerrissenes, tränendes Mannesgesicht, Richards Antlitz hatte er gesehen. Das alles war vorübergezogen und nur ein wüstes Fieberbild gewesen – –

Da sah er einen Blutstropfen auf Mathildens weißem Seidengewand, und ein roter Strom brach hervor, und sie neigte sich leise tränenlos nieder und schloß den Sterbenden in ihre Arme. Dein Bruder –, lispelte er, aber sie winkte ihm zu schweigen und preßte die weiße Seide gegen den blutenden Quell seiner Brust. – –

Durch das heilige Schweigen ihrer Seelen klang ein langer Klagelaut, und Hans entschlief –

So muß es denn gestorben sein,
Und bin doch noch so jung,
So schön, so jung –
Und hab mein trautes Mägdelein
Wohl lieb genung.

Der Himmel schaut so grau darein,
Ein Sternlein scheint so blaß,
So mild, so blaß.
Es muß wohl Gottes Wille sein,
Daß ich dich laß.

Elftes Kapitel

Scheiden und Finden

Alles Glück hat ein Ende, und der Schein der Unendlichkeit haftet auch an der Trauer. Wie viel eher begräbt der Abschied eine Welt, als daß er eine neue erstehen läßt.

Leb wohl mir, da ich scheide –
Ach wüßt' ich dir 'nen Platz,
Ach wüßt' ich dir 'ne Freude,
Leb wohl, mein einz'ger Schatz.

Und sieh nicht, daß ich weine,
Du stirbst mir sonst zu jach.
Wir sterben nun beide alleine,
Und weint uns keiner nach.

★

Ich bitt dich inniglich,
Weil ich so gar verlassen,
Wenn ich nun sollt erblassen,
So wein um mich.

Ich lieb dich so,
Ich müßte nach dir mich sehnen,
Vergehn um dich in Tränen,
Würde nimmer froh.

★

Ein liebeleeres Leben
Ist besser gleich dem Nichts dahingegeben,
Die Größe deiner Schmerzen
Verbietet, sie heilkräftig auszumerzen;
Denn ach, es ist die Wunde
Zu sehr du selbst, als daß sie noch gesunde.

Dein überheißes Trachten
Sieht in der Welt Lauf feindliches Verachten.
Im Brennglas deines Eigen
Soll licht und völlig sich das All dir zeigen,
Und stolz entschieden
Hast du die eigenwill'ge Welt gemieden.

Du kannst sie nicht verlassen,
Du fühlst ihr mütterlich und mild Umfassen,
In deinen Zügen
Malt sich ein sel'ges Weh, das du verschwiegen; –
So hoff und lebe,
Und daß die Menschenwelt dir süß vergebe.

*

Vor kurzem am ersten Frühlingstage,
Auf dem Berge dort am knospenden Hage
Tät ich um dich Frau Sonne befragen,
Sie weiß dich wohnen und wollt' es nicht sagen.

Meine Mutter wußt' einen Wundergesang,
Damit sie den trotzigen Knaben zwang,

Wenn sie nächtens an meinem Bette gesessen,
Das war dein Name – ich hab ihn vergessen.

Ich kenn dich doch, du entgehst mir nicht,
Und birgst du mir gleich dein Schelmengesicht,
Bald fass' ich dich und küß deinen Mund,
Und blicke dich krank und küß dich gesund. –

★

Er kam, da sie gesessen war,
Er ging ihr still vorbei –
Das Mädchen bald vergessen war,
Er träumte mancherlei.

Und als der Traum verflogen war,
Er kehrt in großem Leid,
Da stand, die ihm gewogen war,
An seinem Weg zur Seit'.

Und da, o Wunder, zeigte sich,
Wie eines das andre verstund,
Er beugte sich, sie neigte sich,
Er küßt sie auf den Mund.

★

In dies Auge schau,
Hol dir Genesen –
In dies Auge blau,
Herrlich draus erbau
Lichtkühnstes Wesen.

Und der lieben Hand
Still Betrachten –
Weltenabgewandt,
Heil'ges Seelenland
Tief zu umnachten. – –

★

Ich hab in ein blaues Auge geschaut
Und habe den blauen Himmel geküßt
Und habe Du zur Sonne gesagt
Und zum Grün des Waldes.

Wie schmähte ich noch die Schöne der Welt –
So birg dich nur Grün im Schleier von Schnee,
Von drinnen jubelt's und will's nicht gestehn,
Daß in mir Lenz sei.

★

Leb wohl, lebe wohl!
Durch die wogenden Wellen fahr' ich hin geschwind,
Laß die Segel schwellen den lustigen Wind –
Weinst du gleich, trauter Schatz,
Hab doch zu Haus nicht Platz,
Weil mir mein Heim vergällt,
Geht's in die weite Welt –
Leb wohl, lebe wohl!

Gegrüßt, sei gegrüßt!
Wenn die Freiheit gewonnen froh schaffender Hand,
Dann sollst zu mir kommen ins ferne Land –
Will schon fein fleißig sein,
Bleibst mir nicht lang allein,
Übers Meer ruf' ich laut:
Du meine süße Braut,
Gegrüßt, sei gegrüßt!

Zwölftes Kapitel

Ruhmestaten

Ich hasse diese Menschen – dieses Leben
Veracht' ich, denn vom Baume der Erkenntnis
Hab ich gekostet und ich wurde sehend. –

Und ich beschloß zu lieben, mich zu lieben
Und was das Ewige in mir, zu lieben
Wer mit mir niederkniet' vor diesem Altar.

Und ich erkannte, dieses Leben trüge,
Berausch' und schrecke, töte und besel'ge,
Und daß die Menschen Mörder sei'n und Brüder. –

Wie fern im Norden an des Weltmeers Küste
Im Mondlichtflimmer und der Eichen Rauschen
Die wunderschöne Alte mir gesungen,
Das graue Weib mit ihrer Dämonsharfe,
Die, wie ein weißer Nebel aufgestiegen,
Mein Blut vereist, verglast den Glanz der Augen
Und allen meinen Sinn an sich gerissen.
Sie saß am alten Malstein, schlug die Saiten,
Sie sang, sie sang die ungesagten Worte
Von Menschenglück und Liebe und Verderben,
Von Menschenwollen und von Menschenherzen. –
Der Ost entglomm. Da schlug die grause Alte
Die Saiten all entzwei, die Zauberholde. –
Sie war verschwunden. Meine frommen Hände
Bewahrten treu der Harfe heil'ge Trümmer,
Mein frommes Herz bewahrte ihre Töne.

Ich besinne mich oft vergeblich, welche Gedanken die Männer der Weltgeschichte bei ihren Unternehmungen möchten geleitet haben. Es sind Menschenlaunen wie andere auch, nur daß sie ihre Dauer nach Jahren zählen, – ein Hauch auf dem Spiegel der Ewigkeit.

Warum könnte ein Reich nicht entstanden sein, weil sich sein nachmaliger Kanzler ennuyierte; der brüske Mann wirft sich in den Strom der herrschenden Partei, isoliert seine Stellung in derselben und paktiert mit den umgebenden Faktionen, da solche regelmäßig vor einem Menschen erschrecken wie die Lämmerherde vor dem Blitze, und dann gehorchen sie. Oder ein Schwärmer ist auf dem Throne geboren; die Künste der Abstumpfung haben ihn ausnahmsweise verschont, und sein Erzeuger räumt ihm frühe den Platz. Es ist ein leutseliger Charakter und von einer Freundesschar umgeben; er sei herzlos genug, über ihre Liebe zu lächeln, und klug genug, ihrer Ratschläge zu spotten. Das Glück von Millionen ist der Spielball eines träumenden Kindes.

Wie schön ist's, wenn wir einen guten Menschen seinen Brüdern dienen sehen; aber will er seinen Brüdern befehlen, so ist der Tod sein Lohn und Vergessenheit sein Geschick. –

Auf blaßgrünem Rasen am Strande des Meeres sitzt ein schönes junges Weib; mit ihren gelben wallenden Haaren spielt leise der Wind, ihr Blick sucht in den Wogen der Wogen Ziel und ihrer Wünsche Ziel. – Das ist Svea,

unseres Numa Egeria und Sibylle. Sie hat ihn für immer von sich gesandt, sein lachend und dennoch ihm heißend, daß er die Niederen erhebe, die Hohen stürze, daß er glaube an seines Volkes Glück.

Der strenge Axel kündete dem jungen Fürsten des Vaters Tod. Der tat nichts von allem, das Axel erwartete, er legte nicht Trauer an und empfing keine Huldigungen. Es war dunkel; da ging er in den Thronsaal ganz allein, setzte sich auf den goldenen Stuhl und ersann in dieser Nacht seiner Untertanen Wohl.

In den folgenden Jahren berichten die Geschichtsbücher dieses Landes von volksfreundlichen Gesetzen, daß der Bürger dem Adligen keinen Gruß schulde und neben ihm niedersitzen dürfe bei Rat und Gericht. Die Geschichte unseres Fürsten berichtet, daß er in kurzem keinen Freund mehr gehabt habe.

Glaubt mir doch ein wenig, sagte er zu seiner vornehmen Umgebung, daß ich euer Bestes wolle, nur eures nicht allein; seid ihr nicht vor dem Throne alle gleich, und bin ich nicht euer Freund? Es ist nicht gut, daß ihr eure Kräfte an Menschenknochen übt, und euch durch solch Schlächterhandwerk zu erheben dünkt. Wir kriegen nun schon das dritte Jahr mit dem mächtigen Nachbar und haben noch kein Dorf gewonnen. Und gewännen wir auch ein Land, ist es den Leuten nicht gleiches Glück, ob sie meinem guten Bruder gehorchen, ob mir? Warum nehmen wir denn so vielen Männern das Leben, nur um unserer Sieglust willen?

Der Fürst war mit dem mächtigen Nachbar an der Grenze zusammengekommen, hatte ihn seinen guten Bruder genannt und Frieden geschlossen. Nun kehrte er mit dem Ölzweig zur Hauptstadt zurück; er stieg stolzgemut ans Land, angesichts seines herrlichen Königsschlosses, und unter dem Jubel des Volks.

Unter den Dienern im Schlosse kam ihm ein fremder Page entgegen mit gelben Locken und blauen gebietenden Augen.

Das Mädchen sagte, als sie allein waren: Nun laß die Menschen und die Taten, du Guter, Großer, kehre zurück zu mir, wir lauschen des Meeres Melodein und denken vergangener Zeiten und kommender Zeit; laß uns sinnen und singen und glücklich sein. Der Fürst lächelte und schenkte ihr eine goldene Münze: darauf war sein Bild geprägt. Da nahm sie wieder Abschied für immer.

Es war des Fürsten Wille, sich mit dem Adel auszusöhnen. Vor diesen rechtlichen Männern hatte er wohl ein entschiedenes Wollen voraus und eine reiche Seele, über welche er zu gebieten wußte wie über seine Provinzen. Noch an demselben Abend durch die eisige Kälte im dichten Schneegestöber begab er sich zu Axel. Du zürnst mir, sprach er zu ihm, weil ich an die Gebräuche taste, die dir von Kind auf lieb gewesen, an die dein Herrengeist sich gewöhnt. Die solle ich auch achten, meinst du. Nun da ich dir voll ins Auge sehe und dir es sage, vergiß es einen Augenblick, höre aber dies. Ich liebe dich sehr, deine klaren Augen und deinen hellen Verstand. Ich will, daß du mir dienest wie meinem Vater, ich will dich

nicht entbehren, nicht aus Klugheit, sondern aus Herzensgüte. Axel antwortete sehr kräftig, daß er seinen Dienst ihm biete als adliger Lehnsmann mit allen seinen Genossen, wenn sie wieder wie vordem um seinen Thron stehen dürften bedeckten Hauptes, indes die Bürger huldigend sich verneigen. Und dies ist deine Antwort? Der Fürst bebte sehr; dann aber bot er Axel freundlich eine gute Nacht, und Axel vermeinte, in seine Gunst zurückgekehrt zu sein.

Des Heimkehrenden Sinn war wild und wirr; ihm war, als habe er vor einem Bettler gekniet, indes er des Gottes Kind ermordete. War er denn König, war er ein Mörder – seine Besinnung wollte nicht wiederkehren.

Nun ging's zum glänzenden Freudenfest, das die Stadt ihm bereitete. Er raffte sich auf und sein Gesicht sah hart und müde aus. Von dem Volksjubel, der durch die Winternacht an sein Ohr brauste, vernahm er nichts, denn hinter ihm war's wie Furienritt und Zischen der Schlangen. Im Festsaal ward er vom gewohnten Glanz geblendet und bat um kurze Ruhe.

Auf diesem Feste war sein Mörder erschienen, ein junger Narr, der ihm sein Glück beneidete, aber er zögerte feige. Da plötzlich in der Tanzenden Gewühl stürzt schreckensbleich fliegenden Haars der Fürst. Man ist mir auf den Fersen, ruft er, rettet mich, ich wollte euch ja wohl! Da sprang der junge Narr hinzu, weil er sich entdeckt glaubte, und durchbohrte ihn.

Bei dem Leichenbegängnis des geliebten Fürsten sah man den fremden Pagen. Er hatte einen eisigen Zug um

den Mund, wie ein erstarrtes Lächeln; auch sagte er, daß es ihm zu kalt in diesem Lande sei, daß er nach dem Süden wolle zu einem milden König. Doch hat man bald darauf seine Leiche im Schnee gefunden.

In tiefer Nacht stand ich am Meer:
Es war so dunkel, ich war allein.

Aus der unheilreichen, der düsteren Flut
Hob sich des Hafens schützender Wall.

Ich umschritt den Wall mit tastendem Schritt
Und begehrte hinaus auf die Höhe des Meers –

Über dem Lido ging die Sonne auf und grüßte die Meereskönigin mit ihren ersten, goldensten Strahlen. Venedig hob sich aus den glänzenden Wassern wie ein reizender Traum wundermächtiger Feen, und seine Häuser schwebten über der Lagune wie von himmlischen Händen getragen, ein erstaunliches Bildwerk dem betrachtenden Menschen.

Dort auf dem Balkon des Dogenpalastes sinnt ein Greis dem jungen Morgen entgegen. Sehnst du noch nicht die Ruhe herbei, kräftiger Mann; wissen doch deine Züge von Leid gar viel zu erzählen, sind dir doch die Freuden des Lebens dahingeschwunden wie ein kurzer Kindertraum.

Dieser ernste Mann ist der Doge Andrea; er ist's gewohnt, mit der Sonne aufzustehen, denn alle Welt weiß, daß er noch vor zehn Jahren ein armer Schifferknecht gewesen, daß er die Genuesen aus Chioggia durch klug er-

dachten Plan und kühne Tat vertrieben und so die Stadt gerettet. Manche aber wollen noch mehr von ihm wissen, daß er vornehm geboren sei, und dann ins Unglück geraten. – –

Ja, er denkt seiner seligen Jugend und seines herben Geschicks – –

Es gibt Freuden, die die Seele erfüllen, als durchströmte sie ein Auszug aller lebenskräftigen Essenzen voll alles Wohlgeschmacks und aller Heiligung und Beseligung. Man erzählt, ein Tauber, den die gesegnete Hand geheilt, sei im Anhören der ersten Melodie in überselige Ohnmacht gesunken; und so ist die Freude, wenn sie den Menschen zu töten scheint, da sie ihn dem Leben entzieht, um ihn weit über dasselbe zu erhöhen. – Und einen Schmerz gibt es, einen grausam harten Seelenzwang, der wie ein schwarzer Trauervorhang von schwerlastendem Eisen die Welt vernichtet, indem er sie verdeckt, und die Seele ist allein in herber Nacht.

Wen solcher Schmerz getroffen, dem erstirbt für immer das Lächeln der Lippen; und alle beruhigte Größe wandelt sich ihm grausam in starre Erhabenheit.

Der finstere Geist der Verderbnis wirft den Argwohn in ein gesichert glänzendes Leben. Und diese stolzen vornehmfremden Augen erstarren tränenlos vor dem Schreckbild der Schande. Die Hüter seiner Kindheit, die Führer seiner Jugend, diese erhabenen Bilder von ihren Altären gerissen, und befleckt mit dem Kote des Vorwurfs, den der glückliche Knabe kaum aus alten Mären gekannt. Wie

wenig will es sagen, Andrea habe das zarteste Gefühl für Ehre gehabt; er wußte nicht, was Ehre sei, weil er die Ehrlosigkeit nie gesehen, wenn nicht in der Gestalt des zerlumpten Bettlers, die Tag für Tag auf seinem Wege zur Piazza ihm einen Soldo kostete, wie die neugebaute Marmorbrücke ein geringes Zollgeld. War das auch mehr als ein Stein im Wege, den er überschritt?

Diese Hände sollten Schwielen tragen im Dienst ums Brot, diese zarten Hände, die die tote Mutter geliebkost, und die er darum wohl so gern sinnend ansah, wenn die Gedanken in die Ferne schweiften. In die Einsamkeit der Berge mit ihrer sommerlichen Lust, ihrer Stille und Schönheit – in das große Rom, das noch lange seine erstaunten Blicke gefesselt hielt, nachdem er kaum wenige Tage dort hatte weilen dürfen – und draußen nach dem Garten des hochberühmten Malers, wo man ankommt vom Festland und des Sehnens vergißt, nach den Bergen und den Kindheitstagen, nach den Jünglingsträumen und Roms ewigen Gestalten.

Und sie hatt' es ihm kundgemacht. Alle Seligkeit im Herzen, alle Himmel im treuen Blick war er zu Giovannetta auch heute geeilt. Wo die hohen Zypressen das dichte Lorbeergebüsch überragen, auf der Steinbank hatte er sie gefunden; die Laute war ihr entglitten, sinnend hatte sie gesessen, den Kopf auf die Hand gestützt, um die wunderlieblichen feinen Lippen ein Lächeln, und doch schien das Auge umschleiert. Schrak sie wirklich auf, als er kam, hatte sie denn nicht an ihn gedacht? O, wie er ihre lieb-

lich grüßenden Worte hörte, hatte er nicht Zeit zu zweifeln; und der stille Jüngling, hier war er Leben wie die wogende See, das ruhige Auge konnte blitzen und konnte lachend spielen wie ein Diamant in der Sonne. Da hatt' es ihn getroffen, ein kurzer Bericht, aber all seines Glückes Vernichtung: sein Vater, sein Ohm, die neuen Prokuratoren, planten den Umsturz des Staats, der Meister wisse darum, und morgen wisse es der Rat. Um das Leben der geliebten Männer, um Ehre und Ansehn der ganzen Sippe sei es getan. –

Nun sah er sich hoch auf schwindelndem Gerüst an weißer Wand im heißen Sonnenschein Stein an Stein fügen oder mühsam den warenbelasteten Kahn über die Lagune lenken, oder wie der Bettler an der Riva zusammengekauert – und die Leute geben ihm keinen Heller und er hört sie sagen, das ist einer von der Sippe, welche die Republik hat stürzen wollen –

Wieder erschrak Giovannetta. Sie hatte ihn so wild nicht geglaubt, und mühte sich nun vergebens um ihn. Was sollte ihm die vornehme Dame, die er einst geliebt, der freche Bettler. Was sollte ihm ihre Liebe und alles Gedenken schöner Stunden –

Aber sie überredete ihn dennoch, daß noch alles zu retten sei. Und auf ihre Bitte nahm der strenge Vater seinen Pinsel und schrieb den neuen verbrecherischen Prokuratoren einen vernehmlichen Mahnbrief auf die Leinwand. Das Bild ist noch zu sehen: den Knieenden hält eindringlichst der heilige Markus ihre Pflichten vor, und der Hei-

lige trägt die Züge des Meisters, als hätte der sagen wollen: hütet euch wohl, ich weiß alles. Er sitzt ein wenig erhöht; zu seinen Füßen lagert der grimmige Löwe, und auf den Pfeilern des Thrones steht mit großen Zügen: Pensate la fin.

Um Aufschub, um eine Mahnung hatte Andrea mitgebeten und hatte Schweigen gelobt. Aber der Rat verstand den Maler besser, als ihn die Prokuratoren verstanden. Und nach kurzer Zeit waren sie verhaftet, überführt – und niemand hat mehr von ihnen gehört.

In der Nacht, nachdem die Türen des Gerichtssaales sich hinter den Unglücklichen geschlossen, irrte Andrea auf der Riva umher. Nun zerriß sein Herz der erbarmungslose Jammer, denn das Härteste war ihm nicht erspart, schuld zu sein am Tode der teuersten Menschen. Hatte er denn gefehlt, zu rein vertraut, zu bang gezagt? –

Ist der Gondel schweifender Kiel dem Dogenpalast vorbeigeglitten, so öffnet sich plötzlich das Innere der Stadt und läßt das kundige Auge tief in ihr Herz schauen; denn dieser Wasserarm, der lustige Paläste bespült mit ihren geschweiften seltsam zugespitzten Fensterbogen – ein lustiger Einfall diese einzige Biegung, wie das ganze düstere geheimnisvolle Gewirre, das doch der Freuden und Kräfte genug in seinem Schoße birgt – über diesen selben Wasserarm führt die Seufzerbrücke mit ihren grausam reichen Ornamenten, ihren erdrückend engen Fenstern, ihrem grauöden Innern.

Dort stand Andrea in jener Nacht – und durch die stille

Nacht klang ein dumpfer Schall, und jetzt schlossen sich die Wellen über den Ermordeten – so richtet die Republik; und draußen im Ozean erbebt der rauhe Fischer, wenn er die Zeugen ihrer Strenge auf der Flut erblickt – –

Vor diesem Schalle hatte Andrea gebebt bis ins tiefinnerste Mark, und hatte doch sein gewartet, und nun war es ganz stille, totenstille um ihn – in ihm.

Pensate la fin! Ja, du armer Knabe, du hast zu viel vertraut; hättest du vor sie hintreten können, die grausamen Männer, und hättest es ihnen zeigen können, dein zerrissenes Herz, stumm, mit einem wahren Blicke deiner großen Augen, sie hätten sich besonnen, und hätten milder Recht gesprochen. Denn die du so liebtest, konnten ja doch nicht so bitteren Todes wert sein, so herber Schande. Aber die Welt kennt ja dein Herz nicht, unbesonnener Knabe, und was fragt der Rat nach deinen treuen Augen? Warum erbebtest du auch in Ohnmacht und Furcht, da du noch männlich handeln, da du ihnen noch Rettung bringen konntest? Und warum hast du gebebt? Vor der Schmach – aber bist du denn nicht derselbe noch, rein und gut und alles Großen fähig? Hättest du dem Großen dich je geweigert, hättest du die strenge Arbeit je gescheut? – Fürchtest du denn die Armut, jene trübselige Freundin so vieler deiner Brüder, und ihr meintest du entfliehn zu müssen?

Dort hebt sich der erste Dämmerschein des Morgens, und mit dem ersten Dämmerschein erwachen die fröhlichen Schiffer und rüsten sich 'zur Ausfahrt – dort ziehen die

Zimmerer aus und richten heute ein neues Haus, zur sicheren Wohnstatt und frohem Besitz der kommenden Geschlechter – und im ersten Dämmerschein des Morgens reibt der alte Bettler sich den Schlaf aus den Augen und dankt der Jungfrau, daß sie ihm noch einmal die Sonne aufgehen lasse – – –

Andrea ist durch den Willen des Volkes Doge der Republik. Und heute führt die Sonne den stolzesten Tag seines Lebens herauf; heut' huldigt ihm das Volk, und nach uraltem Brauch vermählt er vom Bucentaur herab Venedig mit dem Meere.

Aber auch heute glätteten sie sich nicht, die herben Falten des würdigen Angesichts, und strenges Sinnen hält den Greis gefesselt, den das Glück so wundersam aus unrettbarem Sturz auf die glänzende Höhe geführt. Er geht gemessenen Schrittes durch die weiten Säle; und mit demselben unbewegten fragenden Auge, hinter dessen sanftem Leuchten noch immer eine Welt zu schlummern schien, stand er nun vor jenem unheilvollen Bilde, das hier in des Dogen Gemächern zum ernsten Gedenken aufbewahrt war. So sicher schaut er die Männer an, als habe er nie um sie geweint, als beneide er sie eher, jetzt da er wisse, was sie gewollt.

Oder war sein Wollen, sein Beginnen größer als das ihre? Hatten ihn die Freunde seiner Niedrigkeit verstanden, würden sie ihm gehorchen? Pensate la fin!

Ein fernes Rauschen und Murmeln schlägt an Andreas Ohr. Draußen drängt sich schon halb Venedig vor dem

Tor des Palastes, vor der goldenen Treppe. Und neben den rotmanteligen Senatoren, den stolzblickenden Herren und Edlen sieht man heute manch rauhgefurchtes schwarzbraunes Gesicht, manchen Arbeitskittel und Schiffermütze. Eine Jungfrau der Stadt brachte alljährlich dem Dogen auf samtnem Kissen den kostbaren Ring, den er dem Meere opfern sollte. Sie durfte mit ihm den Bucentaur besteigen und war die Königin des Tages. Die Töchter der Edlen bereiteten sich lange vorher auf solch höchstes Ehrenamt, und wer nun ausersehen ward, konnte dem bitteren Neide der anderen nicht entgehen. Heute war keine von ihnen gewählt; aus einem armen Hüttchen draußen am Giardino del popolo, aus jener breiten Straße, die die Piazza des armen Volks von Venedig ist und übelberufen bei den vornehmen Umwohnern des großen Kanals, daher hatten die Boten des Dogen ein liebliches Kind geholt, und hatten ihm ein kostbares Gewand wie zum Brautkleid überbracht. Die Verständigen wußten, daß Andrea, der Schifferknecht, vorzeiten lange in jenem Hause gewohnt; aber da war ja das Mägdlein noch kaum auf der Welt gewesen. Solche Einfälle müsse man dem Greise nun schon verzeihen, der doch die Stadt gerettet und ihren Dank nicht mehr lange brauchen werde. –

Jetzt erschien Andrea oben auf der Treppe; im stolzen Herrscherschmuck und von königlicher Haltung. Nun trat die holde Jungfrau ihm entgegen und schritt gesenkten Blickes die Stufen hinan. Aber wie? Erwachte denn die Welt, die in Andreas Auge ein langes Leben geschlummert?

Denn ein neues Leben strahlte aus ihm, und er schritt schnellen, sicheren Ganges die Stufen hinab, nahm den Ring und ergriff innig Antonias Hand. „Nun steig mit mir zu Schiffe, du liebes Kind." Und wie es Brauch war, führte er sie durch die staunende Menge zur Riva, neben dem goldenen Haar und den frischen Lippen des Mädchens die gefurchten Züge des Greises und sein wallender weißer Bart, ein seltsamer Anblick. Und schienen sich dennoch anzugehören, wie sie dahinschritten Hand in Hand, und Aug' in Auge.

Wo im Südost die Lagune mit dem Meer sich eint, wirft der Bucentaur Anker. Um das hochragende Festschiff drängt sich die Schar der Gondeln, deren schwarze Bretterwände lustige Blumengewinde heute verdecken.

Der Doge trat mit Antonia ans Steuer, sah hinaus aufs Meer, blickte die Freunde ringsum an und sprach mit weithin schallender Stimme:

„So verlobe ich Venedig dem gewaltigen Meer. Droht sein Rauschen uns Verderben, so gedenken die Wogengeister, daß sie ihr Kind nicht verletzen, ihren werten Gemahl, ihren erhabenen Herrn. Ihr mächtigen Wogen, ihr trauten Genossen, hört eures Bräutigams Ruf; bäumt euch auf kühn herrlich, und der Sieg ist euer. – O Antonia, du süße Botin, die das Meer mir gesandt, nimm du diesen Ring zum Zeichen meiner treuen Dienste, und so besteige das stolzeste Paar den Königsthron der Welt."

Da hob sich unendlicher Jubel ringsum und pflanzte sich über die Lagune hin, und tönte wieder von den Platten

der Piazzetta, und von den ärmlichen Hütten der Riva. Die wenigen Gondeln der Edlen, die dem Dogen gefolgt, suchten aus dem Gewühl zu gelangen; man sah viel furchtblasse Gesichter unter ihnen und manche zornig gepreßten Lippen. Venedig ist frei und die Königin der Welt! – – –

Aber auch die Wasser der Adria hatten ihres Bräutigams Ruf vernommen, und ein Wetter zog im Ost herauf, und die Wasser bewegten sich. – Schon verhüllen die schwarzen Wolken die Sonne – der Wind braust und wühlt die Wogen auf – die leichten bekränzten Gondeln suchen hierhin und dorthin eilend das Land zu erreichen – Ihr braunen Männer, rettet den Bruder, rettet euren Führer und König! – Du kühner Knabe im weißen Gelock, wer hört deine zürnende Stimme. Das schwere, goldbeladene Festschiff der Republik des heiligen Markus, es trotzt dem Sturme nicht, es sinkt und zieht dich hinab. Ja, schließ dich, du unbewegtes Auge und ersticke der Tränen heißes Naß in der Meereswellen kühlender Flut – –

Das Meer hat sie verschlungen, den Dogen Andrea und seine süße junge Braut – –

Dreizehntes Kapitel

Die Freunde

Aus dem Schachte tiefster Schmerzen
Seien Schätze noch gewonnen,
Göttlich sei, was so begonnen –
Glut, nicht Licht im vollen Herzen,
Hebe Glück, das ohne Wonnen,
Aus dem Schachte tiefster Schmerzen.

„In der Nacht, da Jesus verraten ward," sprach der Prediger, „schwebten die Engel des Himmels um ihn, seines Befehles gewärtig, und die Mächte der Erde harrten seines Rufs. Sie boten ihm, wie es heißt, zwei Schwerter: das sind die Mächte der Erde. Als nachmals die Welt ihm untertan war, geboten der Welt die geheiligten Schwerter, Papst- und Kaisermacht, und richteten also das Gottesreich hienieden auf. Aber wo sich immer zwei Herzen, die sonst getrennt scheinen, völlig und für immer dem Dienst des Herrn geloben, da gedenken wir jener erhabenen Huldigung der irdischen Mächte in der Nacht, da der Herr verraten ward."

Ich hörte dem Manne aufmerksam zu, da er so sprach. Warum ich freilich hierhergekommen, wußt' ich nicht. Als ich durch die Stadt wandelte, seit langer Zeit zum ersten Mal, und nun jeder Schritt mir zurief, daß alles Liebe in mir gestorben sei, da ich doch einst so unbetrübt und hoffensreich hier gewandelt, muß mich die Sehnsucht ergriffen haben, daß ich des anderen allen nicht achtete. Ich fand mich plötzlich in der Kirche.

Unter jenen Worten drängte das Blut mir zum Herzen und ich empfand einen gewaltigen Schmerz. Da erblickte ich mir gegenüber unter den vielen Grabdenkmälern, die reich geschmückt mit Marmor und Gold die Wände bekleideten, eine große schwarze Holztafel; in deren Mitte war mit schon verblaßten Farben ein buntes Ritterwappen gemalt, das krönte ein rost'ger Helm, und links und rechts von dem Wappen hingen zwei Schwerter, das eine hell, obgleich mit vielen Flecken, das andere völlig schwarz.

Das hatte ich schon früher gesehen, und ich besann mich einer alten Mär von diesen Schwertern.

Vorzeiten hausten auf der Saalburg zwei Brüder ungleicher Art, aber in Lieb und Treue. Sie zogen zusammen aus zu Festen und Fehden, wie solches Ritterbrauch. Sie kehrten einstmals vom Turniere zurück, das in Augsburg Kaiser Max gehalten; Dietrich, der Blonde, hatte manch einen niedergestreckt, hatte den Frauen wohlgefallen wie den Männern und hatte den Siegespreis erhalten: ein Schwert, auf Kaiser Maxens Bitte vom Papste geweiht. Den träumerischen Konrad hatte man seltener in den Schranken gesehen; wo er geweilt, wußte wohl niemand zu sagen, aber ungern hatte ihn der Bruder oft vermißt. Er war aber beim Wittenberger Mönch gewesen, welcher in diesen Tagen in den Mauern der Stadt war, denn unruhig grübelnd war sein Sinn, und ihm sagten die kaiserlichen Siegespreise wenig zu, aber jenes hageren Mannes blitzende Augen und Donnerworte gar sehr. Nun auf

dem Rückwege begann er die Saat des Aufruhrs in die Herzen zu streuen, wo ihm ein freier Blick und eine nachdenkliche Stirn begegnete. Und zu Haus hatte er in kurzem auf seinen einsamen Wegen ein Ketzerhäuflein gewonnen, und bald ging kein Wort des Wittenbergers in diesen Gegenden mehr verloren. Den Bruder ließ er bei Jagd und Spiel verweilen und liebte ihn wie vordem, ob er gleich sein Heiligstes ihm verschlossen hielt. Darum begann Dietrich ihn zu hassen nach seinem freien biedern Sinn. – Seit Konrad die ritterliche Herrlichkeit abgeschworen, trug er sich schwarz, wie es seinen nächtlichen Gängen und seinen verborgenen Plänen wohl anstand; seine Schwertklinge selbst durfte nicht mehr funkeln und strahlen im Sonnenschein. Nächtens, wenn die Wasser rauschten und er von den strengen Reden der Ketzerbrüder nach Haus ging, wollt' es ihn oft bedünken, als sei ihm einst froher und wohler gewesen, aber sein begeisterter Sinn spottete solch leisen Wehrufs. Siegesfreudig betrat er dann die Väterhalle und bot dem Bruder einen herzlichen lauten Gruß, dem Bruder, dem er sein Heiligstes verbarg. Als es später zum Kampfe kam zwischen den Päpstlichen und den Ketzern, hat Dietrich im offenen Kampfe den Bruder erschlagen mit seinem glänzenden Schwerte, das der heilige Vater gesegnet. –

„Ihr Jünglinge," klangen die Worte des Predigers wieder an mein Ohr, „schließet doch eure Freundschaft als einen himmlischen Bund zu Dienst und Frommen des Gottesreichs, welches euch besser eint als menschliche Treue

und jugendfrohe Liebe. Dieser Welt Unfriede und der Stolz dieser Welt trennen die Menschen, die sich doch angehören. Doch solcher Bund fügt sie in eins, die Trüben mit den Frohen, die Schwachen mit den Starken. Dann, wie des einen überlegene Gedanken leiten, so schreitet des andern ruhige Kraft; jener sehnt und sucht, dieser ergreift und hält. Ja wahrlich, die düsteren braunlockigen Knaben in ihrem unruhvollen Sinn und die hochsinnigen blonden, das sind die Schwerter des Herrn, dadurch die Gottesgedanken sich Herrschaft bereiten."

Als der Mann auf der Kanzel solches sagte, ist mir eingefallen, was mich an diesen Platz geführt und gezwungen. Ich saß sehr starr und hörte wie im Traum, daß jene um mich den Namen ihres Gottes lobten und die Kirche verließen. Ich war allein in der leeren Halle und erkannte nun alles wieder.

Ich weiß von diesen himmlischen Bünden; dort oben auf dem Chor – es war wie heute ein kühler sonniger Märztag – haben wir Freundschaft geschlossen für alle Ewigkeit. Unsere Blicke haben Freundschaft geschlossen, und ich besinne mich gar wohl, wie die sich immer wieder fanden, wenn die Worte sich nicht begegnen wollten. Es war ein glücklicher lieber Mensch, fest und sicher, eine Säule des Lebens, und wie ein Schwert von blitzendem Stahl. Mir doch ließ es nicht Ruh noch Rast, ich mußte ihn ganz besitzen und allein, und er sollte der Arm werden zu meinen Gedanken und der Spiegel meiner Blicke. Und er hatte mich doch so gern, als ich ihn schon haßte und

verfolgte mit meiner Liebe. Wir sind voneinander gegangen, ich hatte weder Ruh noch Rast –

Ich war nicht mehr allein in der Kirche. Wie ein Gespenst tauchte ein altes Mütterchen neben mir auf, und ihre Züge schienen mir nicht fremd; sie muteten mich an, wie das Lächeln des Gespenstes, wie ein Geistergruß in der Einsamkeit. „Ihr habt ihn auch gekannt," sagte das Mütterchen, „o, ich vergesse keinen, den ich einmal mit ihm gesehen. Ach Gott, heut ist sein Todestag; er ist in den Krieg gezogen für seinen König, und ich hab ihn sterben sehn. Er hatte viel freundliche Worte auf den Lippen und dachte an alle seine Freunde, es hatten ihn ja viele lieb."

„Ich nicht," sagt' ich – nicht zu der Frau, die war leis weggegangen –: da brachen mir die Tränen aus den Augen und ich weinte sehr, und bin aus der Kirche geflohen und aus der Stadt – – –

Alle die Blumen weinten
Tauige schwere duftige Tränen,
Da der Holdesten heißes Sehnen
Zwei Nachbargräber nun einten.

Hier schlafen zwei tote Knaben,
Zum Guten und schön geboren,
Hatten sich zu Freunden erkoren,
Und liegen nun hier begraben.

Sie liebten die Welt, das Leben
Und die Menschen mit schaffender, heilsamer Liebe,

Sie sind zermalmt vom Tagesgetriebe,
Und haben sich beide den Tod gegeben.

Es liegt über all dem Lande
Wie eine dumpfe Wolke, wie düstre Umhüllung,
Der Träume spottet die träge Erfüllung,
Ein Bergstrom verrinnt im Sande.

Um Mitternacht steigen die Geister, die lebten und liebten, die einst gedacht und gehandelt, sie steigen gemach empor aus der Erde und streichen über die Erde und suchen den Geist, den sie geliebt.

Um Mitternacht lischt Gott Amor die Leuchte, und indes der vergangenen Zeiten klagende Reste ums Haus ihr spukhaft Wesen treiben, ist Zeit und Raum ins gegenstandlose Nichts verschwunden den Menschen, die leben und lieben.

Um Mitternacht war's, da ließen Albano und Armin die lärmenden Gesellen; sie waren sich alle gar freundlich gesinnt, hatten gezecht und gesungen die halbe Nacht. Albano war still gewesen und hatte die Wände angeblickt; man hatte ihn ermuntert, und dann hatte er launiges, tolles Zeug hervorgesprudelt, gleich als wolle er sich necken. Armin saß nicht fern von ihm und sah oft zu ihm herüber, das wollte Albano nicht merken; und er selbst, ob ihm gleich nichts entging, was Armin irgend sagte und tat, schien sich um den Allgeliebten nicht zu kümmern.

Als sie nun allein waren, ergrimmte Albano über das

freche Spiel; Armin sah ihn an und sprach: mir ist, als müßten wir uns sehr lieben oder sehr hassen. –

Um Mitternacht geht würdigen Schritts der Wächter durch die engen Gassen des Städtchens; wo in all dem Gewirr der Giebel und Mauern zwei Gassen sich zueinander finden, da steht der Mann stille, setzt ein großmächtiges Horn an den Mund, und man hört einen traurig gezogenen Ton, der weithin klingt über die Gassen und Giebel und in den Nebeln der Felder ringsum verklingt.

Die beiden Jünglinge hörten den Ton und lauschten ihm. Mit seinen Wellen zogen Albanos Gedanken hinaus in die Ferne – wohin? und was suchten sie da drauß? Sein Auge haftete am Boden, wie eine wundersame Frage schaute es aus seinen geschweiften Augenbogen hervor, und wie ein nachdenkliches Rätsel. Da sah er, wie der Mond einen einsamen Rosenstock am ärmlichen Fenster beschien, und sein Auge schimmerte feucht; er schlug es aber nicht zu Armin auf und sprach nur leise und fest: gib mir doch deine Hand, und schweigen wir noch ein wenig.

Als sich ihre Hände ineinander legten, zitterten sie leicht; Albano schalt seinen Weichmut, doch er irrte, Armins Herz bebte wie seines.

So waren sie nun nebeneinander hergegangen, tagelang, wochenlang, und morgen sollten sie scheiden. Armin war wie der erste Strahl der Morgensonne, der am Weihnachtstag ins düstere Gemach scheint und die Kinder weckt. Aber wenn sie ans Fenster laufen, hindert die dichte Eisdecke den Ausblick, und die Kleinen beginnen zu frieren.

Denn die Sonne wärmt im Winter nicht, wie schön sie auch scheine. Armin hatte eine gar herzliche Art und man liebte ihn darum. Auch er mochte viele wohl leiden, seine Geschwister und manche Freunde; er sang und spielte wundersam und schloß sich ein in seinen Tönen. Was ein Herz dem Herzen geben könne und sein, hat er nicht verstanden, nicht gewußt – und wer weiß es? –

Er liebte, liebte ein Mädchen, das sein nicht wert. Aber was kümmert es die Sonne, wem sie scheine; sie brütet sich selbst die Nebel aus, die, zu gewaltigen Wolkenmassen sich ballend, sie verhüllen, bis die Nacht sie begräbt. Die gute Welt und die besten Freunde zogen sich von Armin zurück, hatten auch recht, denn er vernachlässigte sie in der Tat. Gerade da fragte Albano seine Seele, was es denn um sie sei.

Nun hielt er die feste schöne Hand in der seinen und wollte die Antwort von ihr haben, die der Mund, die das freundliche tiefblaue Auge ihm versagt. Und da stand zu lesen ein sehniges Wollen und ein kräftiges Können, da stand zu lesen jenes ruhige Weben des befriedigten Geistes, das viel Glück erschaffen, doch nie an etwas Großes gerührt.

Warum griff da doch in Albanos Seele der heiße Schmerz? Ja, warum lösen die blauen Augen, die blondgoldenen Locken so schmerzlich ungern ihren jungen Bund? Was reißt denn das Stille, das Liebe gewaltsam ein, daß auf die rauchenden Trümmer die erhabene Träne falle des Menschen, der einst heißere Tränen gekannt? Ja, der bittere Schmerz wird begraben, und es ist ein gewaltiges

Grab, ein Hünengrab, das zum Thinghügel geweiht wird und zum Königssitz.

Oben vor ihnen lagen die prächtigen Hallen mit ihren ruhigen ewigen Säulen; zu ihnen führte eine breite Freitreppe hinan, aus dem bescheidenen Sträßchen sich mächtig aushebend. Sie sollten voneinander gehen und nun standen sie, und Albano hatte schon den Fuß auf die erste Stufe gesetzt.

Da noch einmal rief sein Herz den Freund bei Namen und aus seinen Augen strahlte ein freundlicher Himmel innigsten Liebens. So sah er ihn an und sprach: „Du lebe wohl, da ich doch gehen muß; aber so schaue doch in künftige glückliche Tage, und willst du dann den Freund an deiner Seite, willst du die Seele zum Spiegel, die nichts sein wollte, als nur dieses –" Und wie Albano die Worte bebend gesprochen, zog Armin seine Hand aus der des Freundes, und sagte: „Leb' wohl;" denn er vernahm nichts von dem, was an sein Ohr geklungen. –

„So ruhe der Segen auf dir im ganzen Leben; sei du so glücklich als nur irgend es dem Menschen beschieden, und vergiß mein." Albano stieg die Stufen hinan; das Mondlicht umklärte seine hohe Gestalt, und zeichnete sie groß und stark ab. So schritt er hinweg, Tränen im Auge, und herrlich doch wie der Sieger des Python.

Armin ist bald nach diesem gestorben, und weiß niemand zu sagen, was er im Leben gewollt, noch was er getan.

Vierzehntes Kapitel
Dialektik der Sehnsucht

Ich verstehe unter Dialektik ein Verfahren, das die Unendlichkeiten eines subjektiven Triebes oder einer subjektiven Verstandesform durch gedankliche Bewältigung als in einem Ende begriffen nachweist, welches dann regelmäßig durch ein schneidig Positives und gehaltvoll Wirkliches vertreten werden wird.

In diesem Sinne schreibe ich eine Dialektik der Sehnsucht.

Der berauschende Zug in die Ferne weicht den Augenblick, in dem er bewußt und abschließlich empfunden wird; noch mehr als jene Fernen, worauf er sich bezieht.

Wie die schwer und lang Todkranke, nur eben dem Leben wiedergewonnen, eine solche Leidenschaft für die Krankheit und eine solche Macht ihr gegenüber bewahrt, daß sie eine Krankenpflegerin ohnegleichen abgibt, so werden wir erfahren dürfen, daß wer im Meere des Sehnens tief untergetaucht, derartig positive Kräfte für die Gegenwart daraus mitbringt, daß er auch die Wellen des Lebens, ja der Zeiten zu teilen imstande ist, und zu bewältigen.

Ich habe den Blick auf jene Liebe gerichtet, die sich auf der Höhe des Systems abspielt; aber gleich dem blendenden Lichtpunkte von einer fast schmerzlichen Einzigkeit. In der Tat, daß auf einen Glücklichen Hunderte von ganz Unglücklichen kommen und auf ein Glück hundert Enttäuschungen; daß ach so viele von uns an der Tafel des Lebens sitzen, wie jenes Kind beim Hochzeitsmahle der Schwester, welches auf das versprochene ganz neue und

wunderherrliche Gericht gespannt, alle die schönen Dinge an sich vorübergehen läßt und hungrig vom Tische aufsteht; ja daß es sogar in dem Wesen unserer Triebe begründet liegt, daß jede Erfüllung eine Bescheidung heißen müsse – man könnte trübselig genug, wenn man eine Philosophie der Enttäuschung denkt, von einem optimistischen Versuche oder einem Versuche zum Optimismus reden – –

Aber mit jenem durchdringend gestältenskräftigen Blicke für das Gebotene, der nur dem materialistisch geschulten Wirklichkeitsphilosophen eignet, habe ich die Persönlichkeit ins Auge gefaßt: ich habe durch das Bewußtsein die Leidenschaft gesteigert, aber dies andere ist umfassender und mächtiger, aus dem Bewußtsein eine Leidenschaft zu machen. Ich denke von jenem treibenden und bestimmenden Untergrunde des inneren Lebens zu reden, der von jeher zugleich Gegenstand der religiösen Selbstvertiefung wie der historischen Größenkennzeichnung gewesen ist.

Das nenne ich Eigenbedeutung: als welche es sich mit der immanenten und transzendentalen Bedeutsamkeit des vorgestellten Typus, mit dem Ruhm gleichsam vor Gott und den Menschen deckt. Wenig hat es mit der Berühmtheit zu tun, gegen welche sich auch gerade die Skepsis derer, die sie besaßen, oft genug gerichtet hat. Qu'est-ce que la célèbrité, konnte ein Rousseau fragen, da er doch von seiner typischen Bedeutung eine Auskunft zu geben wußte, die Confessions nämlich, der die Welt noch lange genug gut tun wird aufmerksam zuzuhören.

Fiel etwa in den letzten trostlosesten Zeiten des römischen Kaisertums einem Manne auf der Höhe klassischer Kultur im Andrängen der Hunnen und Germanen die Unvergänglichkeit seines Besitzes bei, in der lebendigen Vorausschau einer Renaissance – der Mann müßte sein ganzes Leben lang mit strahlenden Augen unter trauernden Genossen gewandelt sein. Dabei hat dieser Mann, der doch mit einiger Wahrscheinlichkeit gelebt hat, keinen Namen hinterlassen, aber wohl das Glück der Unsterblichkeit seines eigensten geistigen Besitzes, durch dessen Erwerb nach Jahrhunderten bevorzugte Geister ihre Zeitgenossen überragen und zu sich emporziehen werden, aus einer gesünderen, kräftigeren Zeit eine höhere und schönere zu gestalten. Der Nachfrühling der Klassizität in diesem Mann war in der Tat eine charakteristische Bewußtseinshervorbringung, deren Wonne er genossen haben wird. Das ist der verständliche Angelpunkt in diesem Rationalismus des Ruhms, daß der Mensch sich seiner als einer bestimmt abgesonderten Hervorbringung der Natur bewußt werden soll.

Das Renaissancezeitalter hat gerade neben seiner Menge von Künstlern, Gelehrten, Entdeckern und Erfindern zwei gedanklich überaus typische Gestalten aufzuweisen, Descartes und Giordano Bruno. Descartes, der mit beispielloser Sicherheit die Aufgabe der Schöpfung einer neuen Philosophie aus Nichts ergriff, und diese Fragestellung nicht aus dem Auge ließ, seit er die Hohlheit der traditionellen Bildung einmal erkannt, nicht im Feldlager, nicht in jenem Winterquartiere zu Neuburg, wo ihm dann in-

spiratorisch die Antwort ward. Und zwar auf die unerhört kühne Frage: wovon geht eine völlig neue Philosophie aus? fand er die unerhört kühne Antwort: eine völlig neue Philosophie geht aus von diesem meinem cogito, ergo sum, und die Jahrhunderte haben diese Antwort nicht angetastet. Heute bevorzugt man die Fragestellungen mit Hebeln und Schrauben und untersucht den Menschen vom Gehirn abwärts, da die metallne Sonde nicht ungestraft in die graue Masse eindringt. Aber die Gedanken sind ja viel handlichere und sicherere Sonden! – Bruno, von dem die Vergeßlichkeit der Nachwelt, schlimmer fast als böswillige Verleumdung, mannigfach kein anderes Gedächtnis hinterlassen hat, als das des entlaufenen und verbrannten Mönchs, Bruno war ein glänzendes Meteor am Gelehrtenhimmel. Selbst Italiener, erregte er Paris, das schon im Mittelalter die Stadt der Zivilisation und mehr als heute die Stadt der Gelehrten war; er lebte angesehen in London, am Hof der Elisabeth, und in Wittenberg, am Hof der Reformation. In seinen Schriften aber ist eine solche heilige Begeisterung für sich selbst und die Schönheit seiner Gedanken, daß unsere freudige Bewunderung ihm noch lieber fast in die Setzerwerkstatt von Mainz folgt. Der Scheiterhaufen freilich ist zu häßlich, als daß man seiner ohne schmerzliche Gegenregung gedenken könnte.

Hier haben wir jenes unselige Geheimnis, das dem an christliche Tradition Gewöhnten in der Verkennung des Gottessohnes von seiten seines Volkes am geläufigsten ist.

Dies scheint wirklich ein Fluch zu sein, der gerechter Berühmtheit anhaftet. Denn die gemeinhin herrschende Niedertracht pflegt schnell der Berühmtheit müde zu werden und sich plötzlich an die Konduite des fraglichen Berühmten „als Menschen" zu wenden, ohne zu ahnen, daß jene Berühmtheit, welche sie als widerrufliche Gnade betrachtet, nur ein schwacher, schwacher Abglanz der spezifischen Eigentümlichkeit des „Menschen" ist, einer viel größeren Anforderung, als daß ihr mit Berühmtheit genügt werden könnte. Nur wer diese Anforderung zugibt, dem wird das Vergehen der Menge gegen bevorzugte Geister bemerklich, und dann sogleich zum Verbrechen. Diese Anforderung aber wird nur von wenigen, in wesentlich gleichem Falle befindlichen Menschen verstanden, und durch Mitgenuß der Eigenbedeutung des in Rede Stehenden anerkannt.

Ich würde aber damit ganz abseits geraten, wenn jener Bewußtseinszustand, von dem ich hier rede, nur in irgendwelcher erhabenen Vereinzelung gedacht werden könnte. Nun brauche ich mich nur, muß mich vielleicht sogar auf eine ganz naive Empfindung berufen, die bei dem Schweifen durch die Begebenheiten der Personengeschichte und auch der Dichtung begegnet. Wer dächte so niedrig, daß er nicht gerne das Los Napoleons auf St. Helena oder Christi in Gethsemane eintauschte. Wer hätte sich nicht – ich rede von Unvollkommenheiten des werdenden Bewußtseins – auf der Äußerung ertappt, daß er das wohl auskämpfen, das wohl ertragen wolle, und sich wunder wie

selig dabei fühlen, wenn er ein so großer und vortreff-
licher Mann wäre wie jener, dem es geschehen. Aber
das bist du ja, sobald du willst. Welches freilich,
recht angesehen, einer Erläuterung bedarf, um recht be-
griffen zu werden.

Fünfzehntes Kapitel
Des Glückes Bild

Wie am Tag des ersten Werde
Flutet um die alte Erde
Die lebendige Gewandung
Übermächt'ger Wogenbrandung.

Auf dem Gipfel der Geschicke
Zeigt sie sich dem Menschenblicke:
Es bestaunt der Mutter Schöne
Der vollkommenste der Söhne.

Der von Anfang Auserkorne,
Lichtentsprossen Schaumgeborne
Grüßt in gliederreger Kleinheit
Der Gestalten Schöpferreinheit.

Was will ein ruhendes Gewicht bedeuten, und was ein Mensch ohne Intentionen? Dem in jedem Augenblick schöpferischen System selbst muß eine durchgängige Tendenz zu einer gewissen Kraftentfaltung zugeschrieben werden.

Der Blick, der diesem schöpferischen System auf seinem Wege zu folgen versucht, verweilt zunächst bei jenen Differenzierungen der Materie, welche in zwei Fällen zu dem Aberglauben einer völlig qualitativen Verschiedenheit Anlaß gegeben haben: bei der Verfeinerung nämlich zum Lichtäther, und zur organischen Materie. Er verliert sich in die Betrachtung jener höchst verwickelten Zusammenfindungen, welche als Entstehungsbedingung irgendeiner

Individualexistenz im weitesten Sinne – also nicht bloß einer menschlichen oder auch nur organischen – erforderlich gewesen sind. Wie der „Leitfaden der Materialität" uns durch das gesamte reale Bereich begleitet, so sind es hier die einfachsten mechanischen Formen, deren Anwendbarkeit über die endgültige Verständlichkeit der verwickeltsten Erscheinungen entscheidet; weshalb diese Überlegungsart, geeignet eine gewähltere Spekulation dauernd zu beschäftigen, Seinsmechanik genannt zu werden verdient.

Die bloße Anwesenheit von „gut" und „böse" in der Menschenwelt wird eine fruchtbare Weltbetrachtung darauf hinweisen, wie eine nur teilweise gegenseitige Verstärkung der ursprünglichen Kraftshervorbringungen auf eine Behinderung der nicht verstärkten Elemente hinauslaufen mußte. Wie dies bei auch nur einigermaßen komplizierten Existenzen notwendig je nach dem Maßverhältnis des verstärkenden Elements das Grundschema von Förderung und Beeinträchtigung ergebe, ohne daß darum in dem Fundament des Systems irgend etwas anderes als die in jeder Richtung anzunehmende Vielheit vorausgesetzt würde. Wie der rhythmische Gang der Systementfaltung keinerlei übergroßes einseitiges Anwachsen gestatte, sondern den durchgängigen Antagonismus zu der Form der Oszillation abglätte.

Was als das Wesen des Systems vorgestellt werden muß, gibt sich in einer gewissen Harmonie der Formen kund, in einem genußreichen Einklange, mit dessen Vernehmen eine Weisheitslehre das quälende Umhertreiben

der suchenden Gedanken entgilt. Die Form der Welle ist die universellste von allen, sie ist von schlechthin durchgängiger Gültigkeit. Wie uns nun das ungemeine Wohlgefallen an der Linie, die mit leichter Wellung einen beträchtlichen Gehalt kennzeichnet, jener ersten Kraftverstärkung gedenken heißt, die dieses All bedeutet – während das in dem Rhythmus des Alls eingeborene Gefühl jedes staccato des Reizes schmerzlich empfindet, und das Gemüt jede Zerfahrenheit der Umstände und des Innern – so ist sogar gerade eben das Schema des Wellenberges, der doch die Beherrschung und Befassung im stets gleichen Ganzen –, und des Wellentales, welches doch das neuerdings erfreuliche Werden und Ansteigen in sich enthält, der Typus einer genugtuend abschließlichen Anschauung.

Wie diese Universalanschauung auch das unbarmherzigste Trübsal des Lebens milde verschleiert, so wirft sie zugleich auf dessen Gesamtheit ein helles Licht. Wir begreifen auf diesem Gipfel des Systems die organische Hervortreibung einer ausgezeichneten Organisation.

Organisation bedeutet uns jene Einheit, welche eine Anlage als Antrieb kundgibt, und in der Sehnen Erfüllung ist.

Daß Leib und Geist in mir eins sind, und beide wirklich, diese, die Wirklichkeit, aber nur in Form eines materiellen Kräftespiels vorstellbar, und also auch das Geistige als eine bestimmte Form des Kräfteumsatzes, sind elementare Anschauungen, die hier überall zugrunde liegen. Räumliches und zeitliches Zusammengehen verbinden als engste

funktionelle Abhängigkeit Geist und Leib – Geist und Nervensystem – geistigen Vorgang und Veränderung im Gehirn. Man hat als annähernde Bezeichnung dieser Einheit weniger die Vogtsche Analogie mit der Sekretion, als den überraschend zutreffenden Schopenhauerschen Vergleich anzuführen: das Leben ist bekanntlich ein Verbrennungsprozeß, die bei demselben stattfindende Lichtentwickelung ist der Intellekt. Aber besser noch begreift man den Organismus als eine Tatsache des Gleichgewichts zwischen Rezeptivität und Spontaneität; denn es besteht innerhalb des Individualsystems ein verhältnismäßig spontaner Bereich, und die Bindung desselben in Form von überall durch einigermaßen deutlich gekennzeichnete Körpervorgänge vermittelter Rezeptivität – nach Analogie des kräftebegabten Punktes, nur daß hier auf beiden Seiten Kräfte in Frage sind, welche in einem wirklichen Antagonismus stehen. Die Organisationsform ist eine straff zentralistische; von einer bestimmten Tendenz, wie man auch sagen könnte.

Dies ist die erheblichste Kundgebung der hier vorgestellten Verknüpfung: daß der Organismus, wie er in einfachen und häufig wiederkehrenden Fällen ganz allein durch die Nervenleitungen ohne Vermittelung des Intellekts Aktion und Reaktion, als Reflexwirkung, aneinanderreiht, so auch das Bewußtsein zum erfolgreichen Ausdruck seiner nicht unmittelbar empfundenen verborgenen Eigenschaften macht. So kündigt sich ein Schmerz durch den Gedanken des fraglichen Schmerzes an, und Hamlets Wahnsinn durch seine Wahnsinnsfiktion. Und in diesem Sinne ist der Mensch,

was er aus sich macht; da das letztere eine Steigerung der Spontaneität, und diese die Elevation des gesamten Individuums kennzeichnet, wo dann Tatkraft und idealisierende Kraft und ideelle Tätigkeit aneinandergrenzen und in eins gehen. Es ist unmöglich, sich um sich selbst zu belügen; da eine erhabene Intention selbst schon die Anwesenheit einer intensiven Erhabenheit bedeutet.

L'organisation c'est le premier mérite de l'homme. Die Worte, in denen der Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts gipfelte, sind in ihrer nachdrücklichsten Steigerung bestimmt, dem Zeitalter, bei welchem Schopenhauer Gehör gefunden, jene erhabene Genugtuung zu vermitteln, die aus der Gewißheit des Vortrefflichen entspringt. Denn die Verantwortlichkeit im Guten, wie im Bösen, nimmt von dem so gewonnenen Standpunkte aus eine höchst ernsthafte Gestalt an: da wir in den bejahenden Strebungen des Individuums die Tendenz des Systems und in der Entrüstung über das Schlechte seine *schöpferische* Kraftäußerung erkennen.

Organisation ist die vollkommenste Hervorbringung des Alls und also auch der höchste Gesichtspunkt, unter dem das All sich begreifen läßt. Für das All sind die Triebe des Einzelnen Eigenschaften der Gesamtheit und als solche regelmäßig einer entsprechenden Realität, eines realen Entsprechens sicher. Die Überzeugung, daß man mit all seinem Wünschen und Wollen dieser Gesamtheit des Wirklichen angehöre, mag ihre Kraft bewähren, mitten im Sturme des Wünschens und Wollens. Man vergegen-

wärtige sich eine Reihe ausschweifender Bilder – den jungen Jonier, wie er, der schönste seines Gaus, in scharlachrotem Gewande, dem Gotte die Blüten jener Palme opfert, die nur einmal in hundert Jahren blüht, im Tempel, vor allem Volk, vor den Frauen des Landes und vor den Freunden seiner Jugend – und den blutenden Krieger, aufs Stroh gestreckt, dessen Körper von zwanzig Kugeln zerfleischt ist, und dessen ungeheurer Jammer die Helfer verscheucht, indes der schwarze Gottesdiener mit Tröstungen zu seinem umdüsterten Bewußtsein zu dringen versucht, und, dicht am Ohre des Verwundeten, dessen Schmerzen zu überschreien sich abmüht – den Dichter Walther „unter der Linden" – und Kaspar Hauser in dem lichtlosen Turme – Herkules in einer bestimmten Nacht – und den berühmtesten Sopransänger des Papstes in irgendeiner – so sieht man, wie das all dies umschlingende Band der Wirklichkeit dem Beschauer selbst aus Ausschreitungen ein genugtuendes Ganze zusammenzufügen imstande ist; ja, wie es selbst für den Helden dieser Ausschreitungen von einschneidender Bedeutsamkeit sein könnte, wenn etwa die Vorstellung lebendig und eindringlich zwischen dem einen und dem anderen vermittelte. Die Heraushebung der wesenhaften Besonderungen bedeutet den poetischen, wie die der schöpferischen Einheiten den philosophischen Genuß; aber beide verbinden sich zu einer erhebenden Gesamtanschauung; da wir die ursprüngliche und eigentliche Kraftrichtung des Systems in dem festbestimmten Antrieb des Persönlichkeitszuges wiedererkennen, der den wesenhaften Keim der „Eigenbedeutung"

enthält – jener tiefernsten Heiterkeit des Bruno, jener Besonnenheit Jean Pauls, jener so elementaren als rätselhaften Eigenschaft, die wie das Auge nicht zu erklären ist, aber von göttlicher Klarheit leuchtet. Diese ließ der gewaltige Dämon des Lebens erstehen, statt die Trümmer und Trauerzeichen einer Zerstörung zurückzulassen; wie die werdebereiten, aber noch flüssigen Stoffmengen vor dem auslösenden Sandkorn erschreckend gleichsam und abwehrend zum Kristall erstarren, und also auf ihre ernstlichste Bedrohung mit ihrer erheblichsten und existenzgebenden Betätigung antworten: eine reinwirkliche Systemhervorbringung. Eigenbedeutung ist die zu Ende gedachte Bewußtseinshervorbringung des Systems, und, wie in jener ersten Betätigung der Wirklichkeitsphilosophie, handelt es sich nur allein wieder um Besitzergreifung vom Seienden: das ist unvollkommen und zuerst das Bewußtsein der Leidenschaft – und dann die Leidenschaft des Bewußtseins: O love! O glory! –

Wir belauschen das System, wie es ein leises bestrickendes Klingen zu der gewaltigen Tonmesse einer Persönlichkeit mit vollem Herzen und klarem Bewußtsein, und einer Rassenbildung nach solchem Bilde anwachsen läßt, ohne doch zum Ausgleich für die Einseitigkeit der Größe irgendeines anderen Elementes zu bedürfen, als nur seine ewig genugsame Einheit. Und sollten wir nicht dem Sange am liebsten lauschen, da die Lyrik wechselnder Töne und einer bunten Gesamtheit stetig neu einen bedeutungsvollen Gedanken wiederklingt – –

Sechzehntes Kapitel
Adam

Cultivons notre chou

Der Kohl war vortrefflich geraten in diesem Jahre. Der Bauer Andres dachte daran, sich ein neues Stück Land zu kaufen. Wußte nicht alle Welt, daß es dem Nachbar Benkert knapp ging, und ihm mit Geld sehr gedient wäre. Abends wurde also beim Bauer Andres Familienrat gehalten. Statt des Lichtes, welches unangezündet blieb, da man nur sprechen wollte, leuchtete das Herdfeuer – die Stube war dumpfig und wurde durch den Pfeifendampf der Männer auch nicht luftiger –, die Hausfrau vollendete eben das Geschäft der Reinigung, und ein peinlich feuchter Dunst beengte den Atem. Im Hintergrund sah man auf zusammengeknüpften Stricken einige blaue Schürzen hängen und gelbwollene Röcke, von denen es schwer zu denken war, daß sie der Wäsche einmal noch mehr sollten benötigt gewesen sein als jetzt, da sie aus den runzligen Händen der Magd Rosalie unzerrieben entkommen; ein Spitz, dem seine Mutter auch ein weißes Fell mochte zugedacht haben bei seiner Geburt, murrte und schnarchte unter dem Tische, und die graue Katze suchte sich scharrend und mauzend am Herde einen Platz. Der Vater stopfte den Pfeifenkopf zum zweiten Male voll mit dem Daumen, der das Maß hatte dazu und aussah, wie aus gebeiztem Holze zugeschnitten, und tat die Frage, nach der Wendung seines grauen Hauptes zu schließen an den Herd, wieviel der Benkert für seine Kühe bekommen habe

dieses Frühjahr. Eine Stimme murmelte etwas; es klang wie aus dem Tischkasten, denn der Redende lag mit dem Kopf auf dem Tische; auf die Aufmunterung der Frau, die ihr Interesse an der Verhandlung durch schlürfendes Umherfegen und eine leidenschaftliche Verzerrung ihres häßlichen Runzelgesichts bekundete, nannte der zweite Sohn eine kleine Summe, welcher Angabe die Frau in einem keifenden Eifer eine sehr hohe Zahl zufügte, unter Beteuerungen, daß er die Kühe so hoch gekauft habe; seien sie aber auch nicht so krank gewesen im März, daß der Jude, der sie abholte, sie kaum aus dem Stalle gebracht habe; und die Milch, die der Nachbar verkauft hätte noch bis in die letzte Woche hinein; sie wolle niemandem etwas einbrocken, aber sie gehe nicht umsonst jeden vierten Markttag zur Stadt, und wer von ihr, der Marthe, sagte, sie habe keine Ohren, oder von der Hökerin, der Grete, sie habe keine Zunge – „Du redst, als wollten wir dem Benkert an den Hals," unterbrach der älteste Sohn, ein junger Mensch, dessen Gewissenhaftigkeit man so lange gerühmt hatte, bis sein enges Hirn den Gedanken aufnahm, es nicht mehr zu sein, sondern von seinem Rufe Vorteil zu ziehen. Nach einer Weile vernahm man die Klänge einer heiseren Glocke, die vom Kirchturm herab nach eingebrochener Dunkelheit sich vernehmen ließ, war es, um die Sterne zu grüßen, daß sie auch über diesem Tale schienen, war es, um die Bauerleute an ihr Abendessen zu erinnern –

Jetzt ging der jüngste leis hinaus und entkam ungescholten. Es ist Adam.

Wer kennte ihn nicht, dieses blonde Haar, diese weiche Stirn, aus der nur manchmal Donner und Blitz von fern hinter der Szene leuchtet und grollt – wen hat er nicht durch seine Träume begleitet, tags, wenn er eines Menschen dachte, der ein liebes Auge hätte und einen kräftigen Arm, nicht Blume allein, sondern auch Frucht des Lebens, und ein Mensch überhaupt, mit dem sich etwas anfangen ließe – oder nachts, wenn die bunten Felder und Welten wie leer und sehnend schienen, dann aber wie ein voller Klang alles Genüge war und Freude, da man denn den Menschen eine gute Tat vollbringen sah. Wie hat er mich immer wieder getäuscht – einmal spielte er die Geige und war einer Witwe einziger Sohn – dann hatte er auch einmal braune Haare – und dann – greife ich hin, oder schone ich des Bildes und stelle mir vor, es sei ein Wirkliches? Wie beneide ich alle die Menschen, welchen ich Adam nun so mitbringe, an dem ich mich fast zu Tode gesucht. Der Knabe, der jetzt unter die Tür tritt ins Sternenlicht hinaus, der stille Knabe, gemieden von den meisten, aber einigen lieb und ihnen wie ein Sang von Liebe, der Knabe mit der weichen Stimme, den vollen Lippen, der ausgefüllten, doch mäßigen Stirn –

Sein Lieblingsweg führt ihn ums Herrenhaus. Ludwig wohnt da, sein Altersgenosse und sein Gespiele vordem. Jetzt sind sie über das Alter des Spielens hinaus, das glückliche Alter, wie man es schilt, ob es gleich nur Schmerz kennt, aber weder Unglück noch Glück. Im Schloß waltete eine hohe, stille Frau, die von beidem wußte und so ent-

brannt war für Helfen und Bessern, daß sie Leiden und Übel kaum mehr haßte, nur die Leidenden mehr liebte. Ich sage euch von ihr allein, wenn ihr fragt, wie es dem jungen Prinzen bisher erging, und schweige lieber von dem ansehnlichen Troß fürstlicher Erziehung, jenen Marodeuren der Bildung, die mit Fürstengeschichte und schöner Kunst ausstaffiert, von allem zu viel wissen, um einen Geist einfach zu lassen und gesund, zu wenig, um ihn vollkommener zu machen. Daß Ludwig nicht verschont blieb von diesem eklen Absud, war nicht zu hindern, aber daß er noch nicht davon krank geworden, dafür bürge euch, daß ich von ihm erzähle.

Adam stieg durch die Boskets, geschnittenen Hecken und verschlungenen Wege des kleinen Parks bis hinauf, wo derselbe an den Wald grenzte. Oben sah man über das Dörfchen und das enge Tal, wie eine Wiege eingesenkt in das stattliche Fußgestell einer zweischneidigen Erhebung. Die Wiege endete in einen engen Wiesengrund, dessen Windungen unmerkbar zur Ebene hinabführten. Über den hinweg blickte eine alte Raubburg herein, und der ferne Heiligenberg mit seinem Wallfahrtskreuz, als Krönung einer langen, hohen Bergkette, dem Vorhang, den die Natur unseren Freunden vor ihre Zukunft niedergelassen.

Adam betete unter den verklingenden Glocken. Wer es noch wüßte, was das Gebet eines Jünglings sagen wolle in unserer hastenden und eigensüchtigen Zeit – das Gebet, darin er weit über die Berge weg seine Brüder umfängt und sie auf die Knie wirft mit sich und zu ihrem Bruder

im Himmel sprechen heißt. Der Jüngling betete zum Herren Christ, der ein Jüngling gewesen wie er, um Friede für diese Welt, die er nicht kannte, und um ein Glück, das er nicht verstand.

Ich möchte im Fluge hie und da hineinblicken lassen in ein Leben, das so wichtig ist und groß, wie die Geschichte der Menschen, und das ich wohl auch in Jobelperioden und Zyklen teilen könnte wie Jean Paul Albanos. Ich führe euch meinen Freund in dem Alter zu, in dem nach Rousseau bei großer Kraftfülle und wenig Bedarf die edlen Wünsche und Triebe sich regen und gewaltig werden können, in dem Alter, wo der Mensch Brüder vernachlässigt und Freunde sucht, wo er den Mond zum ersten Mal untergehen sieht und die Sonne aufgehn, wo er heilige Orte aufsucht und sich schafft, wo er ein Gott wird, indem er Gottes vergißt.

Eines Morgens wird Adam ins Pfarrdorf gesandt, den Pfarrherrn, seinen strengen Freund, in einer heiklen Sache herüberzubitten. Um das Land Benkerts ist Streit entstanden. Aber ich muß vom Verkaufstag erst noch berichten.

Das Dorf betrachtete die Versteigerung als ein Ereignis; einige hatten den Sonntagsrock angezogen, und man sah ein paar Frauen mit der Kirchgangshaube, jenem Turmbau aus grobem Tuch, den man als Symbol des Bauernstolzes so brauchbar finden kann, als unbrauchbar zu Schutz und Schmuck eines Frauenkopfes. Der Auktionator, der taub war und schüchtern sprach, sonst aber ein Mann von Charakter und Ansehn, hatte den Tisch unter

die Dorflinde gestellt. Dabei auf einem defekten Stuhl saß, wie ein Verurteilter, der alte Benkert, ein wenig vornübergebeugt, und in den guten, lebendigen Augen, denen auch jetzt noch nichts entging, den Schimmer von Tränen, von harten Mannestränen.

Wir finden von dem Rassengefühl der Menschen, auf welches sich unsere Moralisten berufen, wenig unmittelbare Zeugen. Die Gegenwart der meisten Menschen lastet auf einem wie ein Alp, die gezwungene Haltung der Miene allein, welche wir fast durchweg in den geselligen Zusammenkünften, ja im Verkehr der Straße bemerken, ist die fleischgewordene Scheu vor dem Andern, von dem man schon froh ist, Menschenworte zu vernehmen, um sich bald auch durch diese verletzt zu finden. Einige wenige Personen werden mit Gleichmut ertragen; das sind die, welche uns schmeicheln, und etwas auf uns halten, ohne uns zu kennen. Andere lieben wir.

So ein arger Widerwille ist nicht oft in zwei Menschen gefahren, als in den Bauer Andres und den fremden Schulzen, den Sonderling. Sonst war kein Käufer erschienen. Reich waren die beiden nicht, hatten auch das Land nicht nötig, das hier ausgeboten wurde, aber sie zweifelten nicht, daß sie es sich nun bitter streitig machen würden. Sie boten sich denn eine Weile hinauf. Bauer Andres ballte schon die Faust bei jedem neuen Gebot, indes der fremde Schulz ein sonderbares Zucken wie ein zerbrochenes Lächeln in seinem harten Gesicht sehen ließ. Er hatte auch einen besonderen Streich im Sinne; denn

als es ihm gelungen war, sich ganz dicht neben dem besser hörenden Ohr des Zuschlägers zu placieren, paßte er mit erstaunlicher Geschicklichkeit das Gebot des Bauers ab und schrie ganz zugleich dem Auktionator dieselbe Zahl ins Ohr. Als jener verdutzt nicht weiter bot, sollte der Zuschlag schon erfolgen, denn der taube Beamte hatte nur den Schulzen gehört, aber der alte Benkert machte auf den Irrtum aufmerksam und behauptete, es könne nun keiner das Land bekommen. Andres geriet in Wut und schlug auf den Tisch, der Schulz erstickte fast vor Lachen und Husten, und der Beamte hob die Auktion auf, indem er die Rivalen zu einem gütlichen Abkommen aufforderte mit der unsicheren heiseren Stimme eines Schwerhörigen und dem heilsamen Amtsbewußtsein eines Friedensstifters und Rechtsprechers. Die ärgerliche Geschichte warf das ganze Dorf in Verwirrung, man stritt über den Zuschlag, den der würdige Mann standhaft verweigerte, denn ob er dem Benkert gleich glauben wolle, habe er doch vom Gebot des Andres nichts gehört, und könne also nicht mehr tun, sagt' er. Um das Abkommen zustande zu bringen, sollte der Pfarrer herbei.

Im Nachbardorfe besuchte Adam erst des Morgens die Kirche. Er hörte mit aller Kinderwonne die langbekannten Lieder und Sprüche, er hörte predigen von der Tränenseligkeit der Buße und den kräftigeren Entzückungen der Vergebung und verlor kein Wort. Nachher sprach er lange mit dem Pfarrer, einem häßlichen Manne, denn die dienende Liebe hatte ihm manche tiefe Furche in das kernige Angesicht

gegraben, dem der Blick der grauen Augen, die sich gern beim Lächeln schlossen, viel Mildeindringliches gab. Sie sprachen nur kurz von dem Streit im Dorf. Denn der Seelsorger wußte all dergleichen leicht zu behandeln, indem er einzig auf das zu achten schien, was nur unerfahrene Menschen für ein Geheimnis halten, da ja der tiefste Grund des Empfindens und Tuns dem Menschen auf dem Gesicht geschrieben steht, trotz aller Worte und Handlungen. Der Pfarrer war mit seinem Beichtkinde, seinen weiten Wünschen und forschenden Gedanken nicht zufrieden wie sonst. Viele hatte er schon den Rücken wenden sehen, da er sie an das, was ihm heilig war, gerade am liebsten hätte fesseln mögen, keinen würde er mit gleichem Schmerze missen als diesen Knaben, dem er jetzt streng unter die Augen trat, und der schon von ihm schied, sie wußten's beide nicht. Adam machte sich sehr nachdenklich auf den Rückweg, über den Bergrücken, durch den Wald.

Es war ein melancholischer Augenblick, als der erste Mensch bemerkte, daß er allein sei. Die Melancholie im Paradiese! Und sie machte Epoche, Jehova schuf das Weib, und dieses die Austreibung aus Eden. Wir wissen nicht, was wir tun, wenn wir uns Gesellschaft wünschen, sie ist unvereinbar mit dem Stande der Unschuld. Mit der süßen Melancholie des ersten Sehnens hat alles Kindesglück ein Ende.

Es ist unglaublich, welchen Grad der Lebhaftigkeit unsere Eindrücke um die Zeit dieser Epoche annehmen. Hatte

nicht Adam heute Vergangenheit und Zukunft der Kirche erlebt auf dem Wege zum Pfarrer, in seinen Worten und seinen Gebeten. Er wird es nie vergessen, das farbige Licht der Kirchenfenster und den geschmückten Altar und die geschmückte Schar vor dem Altar und die leisen Sänge der dienenden Schwestern und die bäurische Andacht der gemeinsamen Lieder – er wird es nie vergessen, das strenge Amtieren des Seelsorgers, die eigenen unbescheidenen Worte und Jenes ruhige Bescheidung. – Der Knabe sprach in dem Rhythmus des Lieds von heute früh, nur die Worte enthielten nichts von Gott und Kirche, aber von Frühling und stillen Wäldern und von der Ferne, von allem in dieser Welt, wie es ihm angehörte, sehr weit und schimmernd von den Farben des Morgens.

Es war ihm, als müßt' er morgen hinaus zu ganz Neuem und sehr Schönem. Und anderen Tags zog er aus zu viel Schlimmem und Hartem, aber zu leben.

Der Pfarrer traf am selben Abend im Schloßpark die hohe Frau mit dem Freunde Ludwigs in nachdrücklichem Gespräche.

„Unsere Liebe," sagte die Frau, „die Kirche Gottes und Ihre Wissenschaft soll Ludwigs Welt sein. Er ist zu reich, um in ihr verarmen zu können."

„Aber über seinem Reichtum verarmen, denen er von dem Seinen schuldet. Lassen wir unseren Menschen auf dem Throne leben und sterben, so lebt er gar nicht, und besser säße ein Gestorbener auf dem Throne."

Der Pfarrer flocht ein, daß man dem zu Stillen Frei-

heit geben müsse und Frohsinn wecken. „Der Geist des Herrn ist ein freudiger Geist," sagte er.

„Und ein Fürst sollte von ihm lernen, Hochzeitsgast und Festgeber lieber zu sein," fuhr der Freund fort, „noch lieber als Krankenheiler. Der einsame Fürst vollends ist selber krank, welches dann Epidemie bedeutet."

Die mütterliche Frau errötete ein wenig und sagte leiser, sie vergeb' es dem scharfen Blick des Menschenkenners, wenn er so hart über den Einsamen urteile. Aber welche Perle müßte nicht von ihrem Glanze verlieren, wenn man sie auf die staubige Straße würfe. Und wer könnte sagen, wenn man sie rein gerieben, sie sei reiner als vordem. Wollt ihr mich glauben machen, daß ich den Prinzen allein kenne – und sie errötete stärker.

Der Erzieher fing nach einem kurzen Schweigen des Nachdenkens, nicht der Verlegenheit, sehr ruhig an: „Wenn wir einen Menschen zu kennen glauben, ist er selten so, als wir ihn denken. Denn ist einer nicht überhaupt, was er tut; aber wir sehen immer schon voraus, was er tun könne und vielleicht tun werde. Säh' er das selber beizeiten, so möcht' es wohl hingehn." –

„Schwerlich," fiel der Pfarrer mit seiner milden Entschiedenheit ein. „Wie dürften wir tun und gehen lassen, wie es gerade will. Wozu setzt Gott den Menschen Kirchen zwischen die lieben frischen Bäume, wenn sie auch ohne das zum Wohlgefallen aufschössen unter ihresgleichen? Wollt Ihr ihn ohne Glauben in die Welt ziehen lassen und ohne die selige Zucht des Glaubens, so blieb' er freilich

besser daheim und wäre glücklicher. Aber er soll draußen lernen, was ihm sein Glaube ist, und was die Kirchen seinem Volke sind."

„Das lernte mancher schon in unserem Kreise", sagte die Frau, „und in unseren stillen zufriedenen Tälern. Wie hab' ich nicht die Leute glücklicher werden sehen an den Kapellen und Heiligenbildern, mit denen wir diese Gegenden heute geschmückt finden. Gerne knüpfte die Freude an diese Heiligtümer sich an, und ward da weihevoller und freudiger. Ein Schäferspiel um ein Kruzifix, da haben wir die lieblichste Form des Lebens und die beste." Aber man merkte, daß sie schon nicht mehr alles sagte, was sie meinte, und das Gespräch beschloß.

„Und diesen Knaben wollen Sie mit Menuett und Glockenläuten zum Thron erziehen," sagte der Freund fast zu lebhaft, aber zum Pfarrer gewandt, indes er die Hand ein wenig nach der Richtung hob, in der man eben Ludwig erblickte.

Ludwig ist sehr schön, von stark gezeichneten Zügen, aber weichen Ausdrucks, von stolzem Wuchse, aber unkräftiger Haltung. Herantretend küßt er die Hand der hohen Frau und erwartet dann den Gruß der andern. Er ergreift sehr fest sich anschmiegend den Arm des Freundes und hört ihm zu, die feinen Lippen geschlossen, und in den Augen mehr Neugier als Achtsamkeit.

Der Pfarrer erzählte von dem Streite im Dorfe; man war zu feierlicher Losziehung bewogen worden, und erbat einen Saal im Schlosse, um dem Akt mehr Würde zu

verleihen. Als anderen Tags die Dorfleute ankamen, fanden sie den Gartensaal zugerichtet; Ludwig war erschienen und ward sehr angestaunt; ein zehnjähriges Mädchen, das den Katechismus besser wußte, als viele von elf Jahren, sollte das Los ziehen. Aber das Kind, in der Feststimmung seines weißen Kleidchens und erschreckt durch den Raum und die Menge, weinte und floh hinter die schwarze Sonntagsschürze ihrer Mutter. Da fiel man auf Adam und holte ihn aus den Traumreichen herbei, in die er eben mit dem seit lange zum ersten Male wiedergeschauten Gespielen entflohen war. Er trat ganz keck mitten vor Ludwig und meinte sich die Zukunft, und eine goldene Zukunft, aus seiner Hand zu erlosen. Und da er wirklich das Los des Schulzen zog, ward er so arg von seinem Vater angefahren und von seinen Brüdern so scheel angesehen, daß der starke Knabe nicht mit ins Dorf ging.

Als er so allein zurückblieb, kam Ludwig zu ihm und gab ihm sehr strahlend die Hand und sagte, er solle bei ihm bleiben. Der Pfarrer hatte schon lange keinen anderen als ihn für Ludwigs Reise zur dienenden Begleitung ausersehen.

So ziehen diese beiden Jünglinge aus in das Wunderland der Ferne, nicht einmal immer vom Freunde begleitet, und wie aus Wahl. Ludwig freute sich auf manches, das er aus Beschreibungen liebte, und empfand immer jene phantasieerzeugte Kinderenttäuschung, die kein Schmerz ist gleich den späteren, da ja auch die Wirklichkeit noch schön erscheint. Adam spiegelte in seinem tiefen und farben=

reichen Auge jeden Grenzstein als Morgentor einer Welt ab und achtete des Wegs nur darum nicht, weil er auf dem Wege war, noch der verstreichenden Zeit, weil er weiter kam.

Siebzehntes Kapitel

Adam (Fortsetzung)

Es gibt ein Glück, allein –

Ist dieses blumen- und linienreiche Tal nicht wie ein weich Lebendiges; und jetzt begibt es sich zur Ruhe. Ist aber die Ruhe wirklich die Zufriedenheit – ja geht nicht dein Auge über, daß du dich auch betten möchtest, wie das stromdurchglänzte Florenz, und so schön lächeln im Schlaf? Mit üppigeren Blumen noch hat dich das Leben geschmückt, ein erdrückender Schmuck, und dessen Duft oft tödlich berauscht.

Dieser bescheidene Knabe begriff schneller als sein Freund und Herr, der Prinz, was Leben heiße. Als sich dieser niederließ, eine Reise in das südliche Länderkleinod vorzubereiten, sagte ihm Adam, daß er ihn verlassen müsse, da ihm die Ruhe nicht behage. Der schöne Jüngling, der Mut und Kraft zu allem mitbrachte, wanderte mühlos von einer Stellung zur anderen. Unsere Gesellschaft enthält eine Schicht proletarischer Vagabonden, die an ausschreitendem Luxus den Schmarotzern des Kapitals kaum etwas nachgeben, nur daß sie keine äußere Rücksicht hindert, durch immer neue Zwangsstellungen dem verschwenderischen Zufall nachzuhelfen. Adam begriff schnell: nach wenig Monaten band er sich an einen alternden Kunstliebhaber, der eben im Begriff war, über die Alpen zu gehen. Hier hatte er Pflichten; er bemerkte zum ersten Mal, daß man müsse, und daß er besessen und verscherzt habe, was Notwendigkeit versüßen mag. Er besann sich

der mancherlei Dienste, die er Ludwig zu leisten pflegte, als immerwährenden Genießens, wenn er jetzt einer leichten, regelmäßigen und erzwungenen Tätigkeit oblag; er wußte erst jetzt, daß er Ludwig geliebt habe, und die Sehnsucht nach ihm wurde Schatz und Schutz eines wechselreichen und gefahrenreichen Daseins. Der alternde, vereinsamte Mäzen hat dem Zauber dieses scheinbar anspruchslosen Menschen nicht widerstanden; bald erbat er sich von seinem Diener die Gunst, für ihn als für seinen Sohn leben zu dürfen. Man verbrachte den Winter in Rom. Die illustren Genüsse, mit denen der feine Sinn des Kunstkenners und Lebemanns die Verwöhnung zu besiegen unternahm, mußten dem Knaben nun ein Lächeln abzugewinnen sich bemühen oder ihm eine Laune vertreiben. Dieser Mensch blieb dennoch freundlich, ja von zu freier Liebenswürdigkeit; er blieb gut, denn er kannte wohl Müdigkeit, aber nicht Ruhe. Mit den Reizungen des Lebens bis ins Feinste vertraut, lernte er den Reiz des Lebens ahnen – ersehnen – erstreben.

Die Leidenschaften des Mannes bedürfen der Liebe nicht, um zu erwachen. Aber die Phantasie des Lebenskräftigen glaubt an die Seele, die seiner bedürfe und ihn ganz vernähme und liebend aufnähme in sich und sich aufgäbe in ihm. Dieses Phantom – das einzige, was den Namen der Liebe verdient – ist je entschiedener, um so blinder in seiner Wahl und ohne selbstloses Verständnis seines Gegenstandes. Darum ist die erste Liebe meist unglücklich; und glückliche Liebe bedeutet selten einen Bund der Seelen.

Diese bitteren und großen Gedanken bewegten den Knaben, der in schöner Lässigkeit auf einer Ruhbank lehnte, völlig in sich versunken. Die zunehmende Dämmerung machte ihn aufblicken. Da bemerkte er an einer jener liebevoll gedachten Symbolstatuen, wie sie die Italiener auf die Gräber ihrer Toten setzen, er erblickte an dem kalten, weißen Marmor einer Psyche eine dunkle Gestalt, die Gestalt eines Mannes. Daß es ein schöner Jüngling sei – und daß er Tränen im Auge habe – und daß man ihn lieben müsse – – daß er ihn ja auch liebe, seinen Ludwig – dies alles erkannte und entschied ein Augenblick.

„Was ist Glück, Ludwig?"

Und er antwortete: „Weißt du, was Liebe ist?"

Seine Augen glänzten, als er das sagte, und nie sah man ihn so vom heiligen Feuer durchweht. Die Blicke hielten sich fest, und ihre Seelen sanken ineinander und hielten Zwiesprach.

Adam saß auf der niederen Mauer; Ludwig stand vor ihm. Die Sonne sank hinab und strahlte den Arno und die Apenninen an; Florenz schimmerte in einem Meer von goldenen Lichtern und selig geheimnisvollen Schatten. Unter ihnen erglühte siegfroh der David, daß die schlummernde Welt ein Traumbild habe, was ewige Menschheit sei und Kraft.

„Was du ersehnst und nicht besitzest noch erlangst, laß es mich wissen; das alles ist so groß – ich möchte deine kleinsten Leiden teilen, daß wir nicht vergehen in der Fülle der Welt."

„Laß uns vor ihrer Schönheit fliehen, denn wir sind schöner, und kein flüchtiger Hauch wie sie.“

An dem Altar von San Miniato weilten sie lange in jener Nacht.

Dem einen hatte sein stolzes Ablehnen Mißwollen und Kälte gebracht von den Menschen, die er gerne mit sich gesehen; und in jedem tief schmerzlich nachempfundenen Zornwort durfte der Freund das edelste Herz still verehren, indes sein Schmerz leise ausklang.

Wie lächelnder Spott dort und da des anderen frei törichtes Hingeben aufs quälendste bestraft, die Qual ward nun von ihm genommen; den Freund hatte er gewonnen, und lächeln durft' er der kleinen, weil abgeworfenen Last.

„Aber weh – ich bin nichts, denn in mein bestes Wollen dringt niedrige Schwäche vernichtend. –

Lust und Wille sind mir dahin mitten im besten Fortschritt der Arbeit, und ich muß das kaum Begonnene fortstoßen – ich bin nichts.“

Doch da durft' ihn Adam an sich reißen und ihn noch einmal tief aus der Seele anblicken, und wieder glänzten die braunen Augensterne warm innig zurück.

Als sie hinaustraten, stand der Mond über dem Kamm des Gebirges und glänzte mild über der stillen Stadt. An Giottos Turm zeichneten sich die Farben des Marmors weich voneinander ab; so hob er sich in den lichten Nachthimmel, wie der lieblichste Gedanke aufsteigt im Herzen eines guten Menschen. – – – – – – – – – – – – – – – –

Ich finde die Freunde in der Galerie der Uffizien wieder. Ich erkenne heute den Ludwig von sonst, denn er spricht wenig und versteckt manchmal ein Lächeln unter einer Liebenswürdigkeit. Aber folgen muß er dennoch unserem Adam, da der vor ihm dem Schein und Trug des Lebens den Schleier abzieht und von ihrem Bund spricht, als einem leuchtenden Marksteine auf der Höhe des Lebens. Wundert ihr euch, daß der Bauernknabe so schnell zum Philosophen geworden? Aber gebt mir einen Jüngling von einigem Ernst, von viel Regsamkeit und Erregbarkeit, und werft ihn in den Strom des Lebens, er wird bald aus dem Schüler ein Lehrer geworden sein, indes Leichtsinn und Morosität, die liebenswürdigen Gaben unserer waffen- und lernfähigen Jugend, nur Sklaven schaffen und keine Könige.

Da dieser aber nun einem künftigen König zur Seite stand, wie mußte erst sein Mund überfließen von dem Glück der Menschen, ja von der Menschheitsgröße, deren Bilder in seinem Kopfe keimten und die man schaffen könne aus der Fülle eigenen Glücks. Und die gemeinsame Kindheit, die Trennung, und das Wiedersehen als Freunde sprachen so laut, daß die Lage des Augenblicks wenig Worte zu ihrer Offenbarung brauchte. Da Ludwig ihn auch oft sehr herzlich ansah und seine Hand drückte, unterbrach sich der junge Philosoph gern, um dem Freunde wärmere Worte über ihr Lieben vom Munde abzulesen.

Ich gestehe es, dieser Morgen war so schön, daß mich meine Träume immer wieder dahin zurückführen. Die

beiden treten gerade aus dem Seitenzimmer der Tizianischen Flora heraus, und ich höre Adam zu mir sagen: „Ich liebte ihn so, daß ich noch nicht an eine Täuschung glaubte, da er mich schon nicht mehr täuschte". Und dies jammervolle Bild muß ich eben jetzt vor dir entwerfen, wie ich seine Neigung mit tausend Launen quälen mußte, von denen er aber nur wenige verstand. Wir gingen durch eben diese Gänge, aber da wir zu dreien waren, redete ich nur zu dem Dritten und übersah den Freund hart, der denn mehr auf Bilder und Statuen als auf meine Worte zu achten schien und auch wirklich achtete. Ich glaubte ihn zürnend, und mein Herz war ganz weich, und da er kurze Zeit allein vor einem Bild gesessen, setzt' ich mich auch dahin, als es niemand sah, und las aus den Farben des Bildes mir seine lieben Gedanken, die er doch nie gedacht. Bald aber hielt ich mich nicht mehr und riß den Ruhigen vor die Maske des sterbenden Alexander mit schneidenden Worten, und vor Michelangelo half ich mir mit Spott über seine Unmenschlichkeit, und hier erst, vor dem erstarrten Tränenquell der Niobeaugen, konnt' ich schweigen. – Und auch er schwieg.

Es näherten sich Stimmen; Adam achtete der Sprechenden erst, als das Rauschen eines Seidenkleides dicht an ihm vorübergegangen war. Er wandte sich um und bemerkte die schöne und berühmte Signora Lucchesa, von seinem Pflegevater geführt. Beide begrüßt' er und kehrte sich zu Ludwig, aber schon fanden sich ihre Blicke nicht mehr. Adam fuhr ahnungslos und ganz ruhig fort, von

der Niobe zu reden, und wandte den Freund leise dahin; aber dessen Auge blieb an dem Marmorbild des Schlafenden haften, dem zu einem Endymion die Zartheit und zu einem Helden die Kraft fehlt, und sein Auge wurde heiß von plötzlichen Tränen. Adam griff mit der Hand nach dem Herzen, so daß sein Herr ihn fragte, was ihm sei, denn man sah nie ungestüme Bewegungen an ihm.

Ludwig nahm herzlichen Abschied und ging schnell fort. Aber Adam fand sich bald in dem Zimmer der Tizianischen Flora – er fühlte dunkel, es wäre ihm besser, wenn er weinen könnte –, indes las er aus den Farben des Bildes, vor dem sie zuvor gestanden, des Freundes liebe Gedanken – Gedanken, die jener nie gedacht. – –

Was das Weib uns sein kann, haben die Weiber uns oft genug genommen und verscherzt. Selbst Sklavinnen, verlangen sie von ihren Knechten Sklavendienste. Käme aber der Mann auf den Gedanken, keinem zu Diensten zu sein, auch keinem Weibe, besänne er sich, daß ihn Schönheit und Klugheit verbinden, seine Brüder zu lieben, für sie zu handeln und mit ihnen, dächte er darauf, sein Herz und seinen Verstand zu allererst zu begatten – die schönen Weiber der Welt werden zu klagen haben, wenn ein Mann zu Vernunft kommen sollte, darum sie vorerst freilich wenig sorgen. Von diesen Männern erzähle ich nicht. Adam zerriß das goldene Netz, das ihm ein schönes Weib gewoben, ein Weib, viel bewundert und begehrt, keinem geneigt und allein in einer Welt von Liebesel'gen. – Ludwig lag in ihrem Banne, als er sie gesehen – gehört – be-

lauscht – verstanden; der reiche Alte aber war lange mit seinem Adoptivsohn und Kammerdiener in dem Hause aus und ein gegangen, und das Weib lag in Adams Banne. Dieser wußt' es bald, er hatte Augen, und das Leben in Rom hatte sie ihm geschärft. Er hatte eine Seele, und die hatte Ludwig in Besitz genommen. Er hatte eine Zukunft, und die gehörte der Welt.

Ich muß des Arno gedenken, seiner breiten Uferstraßen mit den Marmorhäusern, dem Gewinkel der alten Brücke, der Ruhmeshalle der Uffizien – und des Marktes mit dem titanischen Knaben – und des Domes und seiner unermeßlichen Enge – der Menschen mit ihren weichen Zügen, ihrer gelblichen Sammethaut, ihren vollen Lippen – der zierlichen Fülle in den Marmormustern der Bauten und in den Schmucktüchern der Frauen. Ludwig, an dich muß ich gedenken, du Mensch – so schön, so reich und weich wie Florenz – und gedenken, daß deine Tage die Tage eines Elenden sein werden. Daß die freien Lüfte des Apennin es von Florenz abwehren mögen, das verderbliche Schicksal, daß es sich begnüge an meinem deutschen Florentiner.

Er lag im Banne der Mediceerin, der Signora Lucchesa vom Lungh'Arno. Er hatte einem Adam Liebe zugeschworen und die Treue des Lebens – und er hatte ihn vergessen über dem Ballspiel der Augen von Signora Lucchesa. Diese Dame wußte zu fesseln, ohne aus ihrer Herzenskälte irgend Hehl zu machen; Ludwig liebte sie um so sinnloser, als er seine Liebe unerwidert wußte, um so wilder, als er Adam geliebt sah.

Ich meine oft, ein Genius spräche zu mir, der die Menschen liebt. Seine Stimme ist klagend, weich und voll, und ich habe sie sogar jubeln hören. Hat er aber geweint, so mag ich die Menschen nicht sehen lange lange Zeit. Als er mir sagte, daß Ludwig meinen Adam gehaßt habe, nicht wie einen untreuen Freund, sondern wie einen jungen Menschen, der ihm den Reiz einer Buhlerin streitig machte, da hätte ich fast geschworen, nie mehr einem Menschen Freund zu sein. –

Die Widerwärtigkeiten, die sich um die Gegenstände des Lebensablaufs häufen, erzeugen bei dem kräftigen Charakter bald Ekel und Resignation; der Lebensfähige wendet sich nicht zur Weltflucht, aber er erwartet keine Freude von der Welt. Und doch schließt sein Herz ein endloses Freudeverlangen ein, und gewiß, er findet einen Winkel des Wirklichen, wo er nicht glaubt verzichten zu müssen, und die Freude entquillt seinem Herzen, wie ein glühender Strom des edelsten Metalles. Bricht sich auch dieser an tönernen Schranken, staut sich um ihn, den Unsel'gen, die heiße Goldflut, so erstarrt er in ihr, und der Betrachter erblickt mit Schauder und Ehrfurcht ein Denkmal der Verlorenheit des Großen, des Liebens, des Wollens. Es gab Götter im Olymp, die dem Achill den Fuß beflügelten, daß er der heillos umdrängenden Woge entfloh; aber da unser Olymp die eigene Brust, wer rettet uns, wenn die Götter gestorben, vor einem schmerzvollen Tod von der titanischen Obmacht des Erdentons? Der Weise umschließt darum mit irdenen Pforten die olympische Glut, und

brandet sie jäh an die Umwallung der Brust, dann sehen wir wohl den Verlassenen einen grünenden Baum umarmen, eine Blume küssen und die Strahlen der Sonne mit weinenden Augen trinken, aber den Menschen schweigt er und lebt, ohne zu lieben.

Wenn aus der Leidenschaft des Du die Leidenschaft des Ich geworden, mag der Mensch das Leben sehr ruhig und als Herrscher sehen. Fährt nicht zur Unzeit die zu heiße Hand des Überschmerzes und Wahnsinns in die Sache, so können wir auf eine Zukunft hoffen. Es fehlt nur noch, daß Adam vor ein großes Glück gestellt wird, das er verwirft, so hat er seine Zukunft.

Es geschah ihm auch wirklich, daß er sich eines Abends allein im Gemach der Signora fand. Er wußte, was man ihm, und was er hier wolle, und ein lustiges Zornfeuer lohte in seinem Herzen. Und mit solchen Worten macht' er sich von der Vergangenheit los.

„Dieses Gemach, Madonna, welches Sie mir öffnen, es sollte ein Tempel für mich sein in Ewigkeit und keiner von denen, die der reifende Knabe mit spielender Hand zernichtete, sich ein Haus aus den Trümmersteinen zu bauen. Warum zogen Sie den Vorhang zurück? – Der Fromme kaum findet vor des Höchsten Auge Gnade, den Lästerer durchleuchtet und tötet an dieser Stelle Jehovas Blitz. Noch ziehen Sie die Lippen nicht kraus, Madonna, noch lächeln Sie, und ich weiß dies Lächeln zu deuten. Mich und Sie kenn ich zu gut, um nicht zu wissen, wie glücklich ich sein könnte. Ich habe eine Leidenschaft für

das Glück, aber diese Leidenschaft hat mit der Zeit einen verzweifelt abstrakten Charakter angenommen, ich denke dabei nicht an Sie, kaum an mich. Sie erfahren es immer noch nicht zu spät, daß Ihre Reize das Höchste nicht sind für einen Mann meines Schlages; sagen Sie es Ihren Schwestern allen, geben Sie immerhin Ihre Toilettengelder, um Mitrailleusen aufzukaufen und Kochgeschirr daraus zu machen, so werden Sie mir einen Gefallen erweisen: Sie werden mir gefallen, Madame, mehr als jetzt, da Sie mich reizen.

Ich stehe außer der Gesellschaft, beinahe außer dem Gesetz – begreifen Sie diese peinliche Stellung in einer Zeit, wo Luft und Licht selbst loyal geworden zu sein scheinen? Ich zweifle nicht, daß Sie mir durch die Spalten dieses Fensterladens zusehen würden, wenn ich den Kampf führte, den ich jetzt träume, ich zweifle selbst nicht an Ihrem Aufschrei und Ihrer Umarmung, wenn man meinen blutenden Körper auf Ihr schneeiges Lager bettete. Aber stellen Sie sich vor, es pochte in vielen Jahren ein entsprungener Bettler an Ihre Tür, häßlich, Madonna, häßlich, verfolgt und hungernd, würden Sie mich dann küssen? Jener Bettler verdiente den Kuß, den ich heute verschmähe. – Aber nein, Sie haben sie mir zu oft gegeben, diese weiße Hand, als daß ich glauben könnte, daß sie mir einst den Lorbeer gäbe. Den wird mir ein Greis reichen mit eiserner Stirn und erloschenen Augen – werden Sie applaudieren, Madame, oder wie jetzt eine Träne weinen der galanteren Zeit unserer Väter?“

Jetzt war die Signora eingetreten, ganz in Weiß und wirklich schön. Sie schwiegen beide – Signora erbleichte und wollte sich abwenden, da ergriff Adam ihre Hand und fuhr fort, wie aus einem Traum erwachend und mit stärker anwachsender Leidenschaft:

„Wie lang ist's her, daß ich die Schafe meines Vaters hütete auf der einsamen fernen Trift. Römische Hallen – Nächte wie diese – und eine Hand wie diese begannen ihre Rolle in meinen Gedanken zu spielen. Aber das Glück, wußte ich, hatte doch andere Gesichtszüge. In diesem Augenblick, da ich das Gemach verlasse, um Sie zu verlassen, weiß ich, was Glück ist; glauben Sie, man würde Sie umsonst verschmähen, Madonna? Aber die Zeit der Phrynen wie der Messalinen ist vorbei; das Beste, was Sie tun könnten, wäre noch, Sie fänden sich in die Rolle einer Judith.“ –

Nach diesem Abschied erschien die Dame am Abend ein wenig geschminkter und geschmückter als sonst, aber noch immer schön genug, um in Ludwig die helle Lohe anzufachen. Und sie war heute gnädig gegen den Prinzen. Adam ersparte sich keinen ihrer Wechselblicke und ihrer verkettenden Worte. Der Prinz schenkte ihr ein, und sie senkte ein wenig errötend ihren reizenden Kopf gegen das Glas, indem sie einige Perlentropfen trank. Da schüttelte den unbarmherzigen Betrachter noch einmal das Fieber des grimmigsten Schmerzes, er haßte Ludwig einen Augenblick und entfloh, Ruhe zu suchen. –

Er erwachte mit einem Schauer und die Augen heiß

von Tränen. Diese Nacht – sagt er starr – ach Gott, ich darf ihn nicht wiedersehn. Er blickte um sich, und da keine taghelle Buntheit ihn zerstreute, wußte er nur schneller, mit wie wenig er fortwandern würde. Ein paar beschriebene Blätter und ein paar bedruckte, die er sich verdient und nicht liegen ließ, – dann zog er sich wohl an und versuchte dabei zu singen, die nötige Zerstreuung zu befördern. Leis pfeifend stieg er die Treppe hinunter – allmählich dachte er an Melodien –, als ihm vor dem Tore frische Bergluft herüberwehte vom Apennin, schritt er nach einem Marsch, der viel mehr bedeuten wollte als alles, was wir derart zu hören bekommen.

Der Weg begann zu steigen, und Adam ging langsamer. Er ging langsamer sogar, als er sonst mühsame Pfade beschritt, welches immer mit einer gewissen gleichmäßigen Gesetztheit geschah. Eine Tonfolge schnitt durch sein Herz, wie ein warmer Blutstrom durch das Bette einer breiten Wunde. Dann sah er mehr als er hörte – eine wonnige Einsamkeit, einen sehr schönen Palast von großen Linien und prächtigen Lichtern, aber wenig Ornamenten; sich sah er umgeben von lieblichsten Gestalten, und die ihn liebten. Er sah, und der Schmerz griff heißer in seine Brust, ganz nahe vor sich das Antlitz, das er nicht haßte, sondern beweinte, als bedeute es eine Seele wie er sie geträumt, als wäre es wirklich Frühling, bräutlicher rosiger Mai. – Sein Herz floß über, und er vergaß seiner Flucht und wandte sich, stehenbleibend. Er streckte seine Hände aus nach den Bildern seines begrabenen Lebens, nach dem Bilde seiner

Liebe, seiner völligen innigen Liebe. Aber da er sich wandte, schickte die aufgehende Sonne eben die ersten roten Hauchwolken hinter den gegenüberliegenden Höhen hervor – im grauen Scheine vor ihm ließ das weiche Florenz sich mehr erraten als sehen – und das Nebelmeer des Arnotales lockte den Blick weithin und zu fernem Geschehen –

Das Phantom verschwand –

Achtzehntes Kapitel
Adam (Fortsetzung)

ineffabile

Ich stelle mir bisweilen vor, denn begegnet ist's mir noch nicht, ich spräche zu einer Geliebten, oder zu einem Könige, oder zu Dr. Dühring – ich spräche nur ein Wort, aber das machte uns beinahe weinen, und wir fingen von dem Tage noch einmal zu leben an. Ich gestehe, daß ich das Wort nicht weiß, aber ich würde es finden, wär es so, wie ich mir vorstelle. Es gibt nämlich in den Herzen großer Menschen und aller überhaupt einen Gedanken, den sie erst noch denken werden, der sie nicht glücklich machen wird, aber mehr, nämlich gut, und wenn man ihnen sagt, daß man um ihr Geheimnis wisse, werden unsere Herzen sich Brüder nennen.

Ich will es kurzweg sagen, daß ich so das bleierne Verstummen deute, das uns Menschen von heute voneinander abschließt. Wir fühlen in uns ein Sollen von so wohliger Schönheit, daß wir nicht glauben, es könne jemals einem Tun ähnlich sehen. Denn freilich sind da häßliche Dinge in Geltung, Völkermord und Knechtschaft und Ächtung; häßlich bedeutet Haß, und wir hassen darum mehr als wir lieben, wir, die das Herz von Größerem voll haben, von Verstehen und Rechttun. Ich behaupte geradehin, die Menschen sind so herrlich, daß sie, jeder für sich, eine große und schöne Welt erbauen könnten und sich nichts schuldeten, als Händedruck und Blick, aber vielen vorher den Tod. So wär' es, wenn ein Weltgericht die Hüllen

lösen wollte, die bleischweren Hüllen, und so warten wir denn, bis die Menschen sich auf ihr Richteramt besinnen.

Sooft ich noch Menschen ins Herz gesehen, durft' ich sie nicht verwerfen; doch verschlossen sie ihr Herz und machten sich zu Verworfenen. Prinz Ludwig, entnervt und verweichlicht und losgerissen von dem Grund des Bedeutsamen, Wirklichen, ist eine Beute der grenzenlosen Phantasie mit ihren blendenden Gestalten und ihrer peinigenden Seelenöde. Die sinnreich ausschweifenden Launen eines edlen Geschmacks werden bald das Gespräch des Landes. Durch plötzlichen Tod erledigt sich der Thron, und Ludwig wird König dieses Landes.

Er kehrte nach dem Landschlosse zurück, wo er aufgewachsen war, wo jetzt seine Eltern gestorben. Bei seiner Ankunft standen die Särge auf der Rampe aufgereiht; er hatte es so gewollt. Wie er aus dem Wagen stieg, den Arm des Erziehers nahm und ihn die Treppe hinauf und hindurch durch das grausige Spalier führte von schwarzen Katafalken, gespenstischen Mahnern und tränenwerten Marksteinen – die Dienerschaft, ganz in Schwarz, stand unter der Tür, das Wappen darüber war mit Flor verhüllt, man wunderte sich, die Rosenstöcke rot blühen zu sehen – wer Ludwig betrachtete, konnte kein Zucken bemerken, nicht um den Mund, nicht um die Augen, aber die Linien des Gesichts wurden schärfer, als haue sie ein ewiger Meißler in Stein – in eben den Augenblicken, da er stolzen sichren Schritts am Arm des Freundes dem Hause zuging. Und auch die Schritte wurden eiliger drinnen. Er bat den

Begleiter, mehr mit einer Gebärde als mit Worten, im Eckzimmer unten sich einzurichten, stieg selbst die Treppen hinan und wartete mühsam die Dienstleistungen seiner Umgebung ab, der er in das große Zimmer in roter Seide und mit Ahnenbildern vorangegangen war. Dieser Mann ist versteint; er regt noch keine Miene, er geht durch die Zimmer rings, und starrt die Bilder und Möbel und Spiegel an. Als er aber gesehen, daß kein Mensch in der Nähe, ist er schnell zurück, schließt die Tür noch wohl zu, stürzt dann nieder auf die wohlpolierte Diele, die Glasur mit seinen Tränen zu verderben.

Mensch ohne Herz, der seine Familie gemordet – denn du verlorst sie schmerzlos –, was weinst du? Was greift diesen Verbrecher, den bald der Purpur umkleiden wird und umhüllen, was greift ihn an, daß er bebt wie vor einem Gebieter, daß er sich krümmt wie ein jammervoll getretener Wurm? Ich liebe diesen Menschen, da ich ihn weinen sehe. In wenigen Minuten ist er wieder der allmächtige Sonderling, der Spott einer Welt, die Qual eines Landes – aber es gab eine Zeit, da dieser selbst zu retten war –, ich liebe ihn, den nun der Purpur umkleidet, umhüllt und begräbt. – –

Einige kranke Menschen kamen auf den Gedanken, daß ihnen sterben besser sei als leben; sie klagten ihren Freunden, daß die Welt nichts wert sei. Dieser Gedanke begann einzuleuchten. Es ist nicht leicht zu leben, bequemer zu sterben, und man behauptete, was mühevoll sei, sei der Mühe nicht wert – eine salzlose Behauptung. Immerhin

ist die Gelegenheit, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen, nicht zu häufig, und man kann leicht die beiden Fälle aussondern, in denen sie sich regelmäßig bietet: der eine ist, wenn der Mensch das Hungern, der andere, wenn er das Sattsein verlernt. Es läßt sich absehen, was in dem Jahrhundert des Kapitals und des Proletariats aus den Weltanschauungen werden mußte. Die Doktrin von der schlechtesten aller möglichen Welten wurde die verbreitetste aller möglichen Lehren, ein Glaube für Gassenjungen und Millionäre.

Gestehen wir uns aber – rücke näher heran, denn ich spreche leise und zu dir allein –, der Schmerz ist ein rebellisches Prinzip, und die Despotie des guten Wollens wird durch ihn erschüttert. Gestehen wir uns, daß wir Stunden erlebten, Tage durchlebten, Monate ertrugen, in denen wir um den Schmerz gebetet hätten, hätten wir der Gebetskraft getraut; gestehen wir, ein Elend gibt's, das einen leeren Tod bedeutet, den der Todesmutigste nicht erträgt – Lebensmut will mehr sagen als Todesmut; kann doch das Leben sein wie ein säumiges Ersticken, kaum Ertrinken in trägflüssiger lauer Flut. Wären wir nie geboren, so wäre dennoch vielleicht mehr Wohlgefallen und Genügen auf der Welt. – Ist es nicht ein wonniger Frühlingsgedanke, daß die Reize der taufrischen Natur nicht mehr erblaßten vor dem Haufen des Hungers und des Überdrusses, vor diesem verdrossenen Geschlecht, das ihr zur schlimmen Stunde entsprungen?

Lästert nicht. Ein Waisenkind, schwächlich, arm und ungeliebt, durch grausame Almosen zum freudlosen Leben

erwachsen, erblindet und verfolgt und ganz allein in der Welt der Menschen und Farben – ein proletarischer Usurpator des Gedankens, packt dieser blinde Heros die Schreckgestalt des Elends, da sie ihm zu nahe kam, er packt sie beim Schopfe, betastet das Gerippe und erzählt dem Menschen, wie das Gespenst gewachsen sei. Wer dem zugesehen, hat die Gespensterfurcht verlernt. Und wer uns noch sagt, daß das Leben der Mühe nicht wert sei, den schicken wir zum Arzt oder zum Totengräber.

Die Menschheit blutete unter den Folgesätzen Rousseaus und den Kanonen Bonapartes, aber sie unterhielt sich; mit den Freiheitskriegen begann die Langeweile und bald darauf die Schopenhauersche Philosophie. Die Langeweile wurde exzessiv, die Menschen fingen an, Blut zu schwitzen, warmes, lebendiges Menschenblut, und sie waren gerettet, denn damit begann das Amüsement. Die Menschen hatten das Bedürfnis verlernt, sei's zu empfinden, sei's zu erfüllen; plötzlich konnten sie wieder lachen, sie konnten weinen und fanden, man müßte das Leben erringen, hätte man's nicht. Das ist der Eros des Jahrhunderts, das ist Wirklichkeitsphilosophie, das ist Historie der Zukunft.

Es ist das Jahrhundert, in dem ich Adam habe geboren werden lassen. Wie er jetzt in die Stadt einfährt, die ihm das Leben bedeutet, liest er die Lehre vom Leben aus manchem kräftigen Schritt, manchem sicheren Auge, manchem lauten Wort. Mit diesen Männern allen wagt er es fast, sich in eins zu rechnen, und was seinen Arm angeht, so mag morgen das Werk des neuen Staates beginnen. –

Die Revolution hat begonnen.

In dieser Revolution werden keine Kartätschen geworfen werden, und wir werden unseren Brüdern nicht die Adern, sondern den Verstand öffnen. Es ist dies, was wir wollen: es soll jeder für sein Wesen ganz, aber für keines Anderen Launen eintreten. Die Rasse soll einem Tempel gleichen, der sich selbst baut; auch in der Liebe sollen die Menschen sich nicht beugen und anschmiegen, sondern nebeneinander stehen gleich einer hellenischen Säulenordnung, und jede Säule trägt eine Krone, die sich zum Dach wölben, der Krönung des Tempels. Nur wer sich besitzt, ist auch für andere, Freunde besitzen sich nur, wenn sie einander nicht bedürfen. Stellt den Menschen auf sich wie eine Seinskraft im Chaos, und das System der Dinge wird nicht auf sich warten lassen.

Ich erzähle Adams Geschichte nicht zu Ende. Seine Zukunft ist reicher als seine Vergangenheit, und unsere Augen sind blöd und gehalten. Wie Moses scheid' ich, ehe ich das Land der Verheißung betreten, und nur vom ersten Schritte über den Jordan weiß ich zu berichten. Ich will erzählen, wie der Geist ein Volk befreit. –

Adam beschloß, seinen toten Freund auf dem Throne zu suchen und mit einem grausamen Streich die hemmende Last von unseren Häuptern zu nehmen, die wir verachten und die uns doch bedrückt.

Das war ein Gang in Rüstung und Waffen; als er an der Tür seines Arbeitsheims stand, sah er die vertraute Stätte sicherer stiller Bemühung fragend an, ob sie ihm

nicht noch irgendein Heilsames auf den Weg mitzugeben hätte. Dem ist nicht so. Die Menschen nehmen sich gut aus auf dem hohen und nicht allzu breiten Steindamm des Lebens, die nach einem Geländer umzublicken sich entwöhnen und die drohende Brandung zu ihren Füßen ansehen, als könnte sie nur Kühlung bringen und nicht den grimmen Tod. Und hier eilen sie und drängen sich, denen der Tod ein lieber Gedanke, die aber den großen Gedanken des Lebens vorziehen, diese Männer, die mit ihrem heiligen Schweiße Brot backen und viel andere schöne Dinge, die auch nicht erschrecken, wenn sich ein Blutstropfen mit einmengt, denn dieser Zeuge soll ihnen einst ein leuchtendes Morgenrot bedeuten und mit vollem Labetrank vergolten werden. Der jetzt durch sie hindurchgeht, achtsameren und fast liebenden Blicks, bringt auch von seinem Herzblut ein Opfer, dafür er gerne diesen ganzen Nährquell seines Leibes gäbe, er geht mehr zu tun, als diese rastlosen Hände vermögen, er denkt zu schlagen, während sie sich ballen. Wenige sind unter den Leuten, die es nicht wüßten und nicht schätzten – wie ihrer Hände Werk. Meint ihr, dem Manne könne Größeres geschehen, als daß ihn keiner ermutigend grüßt oder gar demütig? – Diese gewaltige Flut treibt ihn achtlos als Brandung gegen einen Fels, und jede Schaumperle seines Witzes stammt aus dem Herzen der Flut, aus der Wogenwelt des ewigen Meeres.

Soll ich euch ins Fürstenschloß führen, wo aus dem roten Damast seiner duftenden Lagerstatt der schöne König

den Morgen grüßt? Seine Seele singt vielleicht ein Liebeslied, ein Lied von Liebe und nicht von Lieben. Wenn er im weißen faltigen Frühgewand in das maifrische Morgengemach tritt, öffnet sich fächerartig ein Tisch von kunstreicher Schnitzerei und läßt in seinen Arabesken Leckerbissen sehn. Er lächelt wie ein Kind und nimmt fast nichts. Im Weihgemach wartet auf dem Betpult aufgeschlagen ein wohlgewähltes Gedicht auf den andächtigen König; im Gemach des Tuns malen ihm Figuren auf einer Tafel in großen Zeichen die Weltlage und die Vorkommnisse seiner Umgebung; für ihn selbst liegt ein neues Gewand bereit, das Puppenkleid des Handelns. Ach, diesen wahnwitzigen unglücksel'gen Träumer kann selbst die Stimme eines Adam nur zum Sturz in die Tiefe wecken, von dem keine Rettung, von dem keine Wiederkehr.

Auf dem Wege gesellte sich zu Adam ein Mädchen, das es heute nicht bei seinem Tagwerk gelitten hatte – die so gut wußte wie die arbeitenden Männer, daß sie diesem kühn ins Gesicht sehen durfte, und die ihn doch nicht allein lassen wollte, und war es nur, daß ihre großen braunen Augen das Bild des geliebten Jünglings aufnähmen in dem Augenblick, da er sein Größtes wagte. Sie sprach zu ihm hastig und von gleichgültigen Dingen, als hätte sie mehr zu verschweigen als zu sagen. Er sprach kaum, aber wie wonnig empfand er's, ein Wesen neben sich zu wissen, so frisch, tief und heilig, wie seine Tat. Als die Tür des Palastes sich hinter ihm geschlossen, ließ das Mädchen keinen vorbei, dem sie nicht in festen und wenigen

Worten von dem erzählt hätte, was drinnen vorging. Und man glaubte ihr, daß man dies erst abwarten müsse, ehe man zum Werkzeug griffe oder zum Schwerte – so versammelte sie ein Volk zum Gericht über seinen König.

Unterdes sprach Adam zum Könige:

„Morgen vielleicht weckt Sie das Krachen Ihrer Palasttür aus dem Schlaf; vielleicht sehen Sie die blutigen Gestalten Ihrer Verteidiger zertreten von den Füßen der Angreifenden, deren entfesselter Wille die Trümmer des Königsthrons im Kot begräbt; ich mahne Sie an den Wutschrei der Menge – wird diese Mahnung Ihr Ohr schärfen für die Stimme des Bittenden?“

Wenige Fürsten hätten jetzt den frechen Burschen nicht fortweisen lassen; aber der phantastische Knabe hatte ein unbequemes Gefühl schnell unterdrückt und sich entschlossen, der Erregung einer beispiellosen Unterredung nicht aus dem Wege zu gehen. Er sagte deshalb mit einem fast wehmütig nachdenklichen Blicke und einem leisen Vorneigen des Kopfes: „Kühner Mann.“

Wie sehr hatte sich Adam entwöhnt, sich seine Ziele von außen her verwirren zu lassen; er achtete des harten Schauspiels nicht, obgleich er keinen Zug, kein Wort des Fürsten verlor. Er fuhr nur fort: „Ich werde den Baum, dessen Krone mir die Sonne verdunkelt, dessen Wurzeln die Grundmauern meines Hauses bedrohen, mit diesen seinen Wurzeln ausrotten, um so unbedenklicher, als ich ihn selbst zum Schutze des Hauses gepflanzt, um so sorgloser, als ich den jungen Wald ringsum emporkeimen sehe.“

„Aber wenn dieser Baum die Kräfte des Bodens zum Lichte führte? Tausend Wurzelfasern formen aus ihrer Nahrung ein Blatt, und tausend Blätter wölben sich zur Krone. Das Volk liebt mich, denn seine Krone zeugt von seiner Pracht."

„Hat Sie die Laune einiger Müßiggänger, oder welcher Trug hat Sie sonst zur Unzeit überzeugt? Himmel! haben Sie Achtung vor dem Hunger und dem Zorn der arbeitenden Menschen, die freilich in Häusern wohnen, denen Sie sich nicht nahen. Und in der Tat, diese Gesellschaft gönn' ich Ihnen nicht."

„Ich versage mein Ohr Ihren Beleidigungen, ich wollte Ihre Vorschläge hören," sagte der König sehr ruhig, indes die Farben sich auf seinem Gesicht zu jagen begannen, sein Inneres erbebte und seine weißen Hände zitterten.

Und es traf ihn ins Herz, als Adam fortfuhr: „Wen täuscht diese Pracht noch? Hier herrschen Sorglosigkeit des Kleinen, Einsamkeit und Müdesein. Sie fluchen der Welt, in den immer selteneren wahren Stunden, die Ihnen die Erinnerung einer reineren Jugend schafft. Auch ich habe in solchen Stunden nach Erquickung gebangt – ich habe sie gefunden, wenn ich in aller Angst und Lebensqual der rauhen Hand gedachte, die von den Pfennigen, die sie den Tag über verdient, einige nicht der wartenden Frau heimträgt, sondern ohne hinzublicken in die Armenbüchse fallen läßt. Wenn Euer Idealismus mir doch die Zukunft malen wollte, die solche Menschen nicht würdig auferbauen könnten und mit dem Strahlenkranz der be-

ruhigten Glückseligkeit ausfüllen. Man sollte diesen nicht sagen, daß sie selbst die Armen sind, denen geholfen werden muß und kann, man sollte die Armenbüchse nicht ausleeren und Waffen dafür kaufen, mit denen der kräftige Arm der Menschen, die eines guten Willens sind, ihren Kindern die Zukunft erkämpft? Und wer die Friedenspalme in diese Hände legen kann statt des Schwertes, der wägt erst noch sein enges Scheinglück und die Phantome eines kranken Hirns, wenn ihn die Kraft und Gesundheit einer jungen Welt umwebt? Ludwig," brach er hervor, als Jener, wiewohl mühsam, noch schwieg, „du solltest einst nur Liebstes von mir hören und Zartestes. Warum zwingst du mich, meiner Schmerzen zu gedenken und deines Elends? – O ich besinne mich, wer ein Verbrechen am Freunde beging, verdient wohl keine Bitte und vernimmt keine mehr – er ist wirklich tot – gestorben wie verdorben."

Und wie den Unseligen nun in einem tödlichen Krampfe packte, was er ja wußte, und was der Jammer seiner glänzenden Tage war, wie er wankte und sank, da schloß ihn der Freund in die Arme und gab dem entseelten Tyrannen den letzten grausam süßen Kuß und wünschte ihm zum letzten Mal Gutes und kein Erwachen. – –

Später trat dann der König bleich und fest vor die Menge, die den Platz füllte, und sagte, daß er den Eid des Heeres und Volkes löse und das Land frei sei. Das Volk ging an seine Arbeit, die neue Regierung beratend, denn man hat keine Zeit zu verlieren, wenn man eine neue Regierung beginnen will. Unter ihnen laß ich Adam,

den glücklichsten Arbeiter des jungen Tages. Das Mädchen mit den großen dunklen Augen warf zum Wahrzeichen dessen, was geschehen, die Brandfackel in den Palast des besiegten Tyrannen.

Neunzehntes Kapitel

Die Philosophie an das Volk

Da Erkenntnis und Triebe im Menschen eine Höhe erreicht haben, die zum System einen zweiheitlichen Gegensatz bildet, da der Mensch es so weit gebracht hat, der ganzen Welt zu weinen, ja ihrer zu lachen, so könnte eine konsequente und vernünftige Anschauung im Sinne des Systems die Ausrottung dieser unglückseligen Sonderung ins Auge fassen und vom Menschen verlangen, daß er über Jean Paul und Sokrates hinausgehe und sich darauf einlasse, das schönste Tier zu sein, und welches sich Werkzeuge macht.

Wer aber die Laune des Systems mitmacht, welches eben von vornherein im Menschen eine Ausschweifung zum Positiven ausgeprägt hat, der wird sich mit leidenschaftlicher Klarheit den ausschließlichen und anspruchsvollen positiven Strebungen zuwenden, in denen er das ernsthafte Geschick der Menschheit erkennt, er wird an jenen Wunderbau von ganz erfreulichen und rein bejahenden Charakteren glauben, den er als die Zukunft der Menschheit erträumt.

Die Rückkehr zum Systembewußtsein schien im Zeitalter Rousseaus jene erste falsche Form annehmen zu wollen. Aber die losgebundene Leidenschaftlichkeit der großen Revolution ist verstummt, und in der Tat, wer auch nur einen Ton aus jenen wilden Liedern anschlägt, wird verlacht und verfolgt. Das Zeitalter, welches sich auch politisch durch die Unterdrückung Polens, die Gefangenschaft

Napoleons und die Unterjochung der Kommune kennzeichnet, lastet mit bleierner Schwere auf uns, und wenn sie das 17. Jahrhundert die eiserne Zeit nannten, so nenne man nur immer das unsere, das übrigens eine so verzweifelte Ähnlichkeit mit jenem hat, als spielten auch die Jahrhunderte in Oszillationen, das unsere mit seiner genehmigten Begeisterung und seiner klanglosen Gewissenhaftigkeit, eine Zeit von Blech.

Aber keineswegs ist das Zeitalter der Eisenbahnen eine hoffnungslose Unterbrechung der Revolution. Denn jenes Meer von Leidenschaftlichkeit, welches sich fast ohne Damm in die Umarmungen der Schäferspiele und die Reden der Konvention ergoß, scheint in einer konzentrierten Gestalt einen recht eigentlich faszinierenden Ausdruck anzunehmen, und die Namen Byron, Musset und Heine bürgen immerhin für die Anwesenheit eines völlig eigenartigen, höchst kräftigen modernen Zuges.

Ja in der Stelle des Reichsanzeigers, welche nur in der bekannten unliebsamen Abwechslung mit der bekannten Ruhe des Kirchhofs geboten wird, leben, ganz in der Stille, einige Menschen, deren unmittelbares Wohlbefinden in eins geht mit den genugtuenden Gestaltungen des Gedankens von der Zukunft der Rasse, in ihrem kräftigen sicheren Systembewußtsein anspruchsvolle und selbstische Erscheinungen. Ja ich fordere, die mit mir hier denken, auf, in diesem Sinne doch selbst der Eitelkeit milde und eingehend zu begegnen, sofern sie nur nicht verletzt, denn dann ist sie hassenswert: sonst aber mag sie als eine höchst

unvollkommene Form gelten, in der sich jene Leidenschaft zum Menschen ausspricht, welche oft fälschlich aber unvermeidlich allein auf das eigene Selbst zurückgewandt wird in der Zeit der Gleichheit nach Maßgabe des dritten Standes – während wir nur die des ersten Standes kennen, die der wahren allgemeinen Priesterschaft der Wissenden.

Und wie vergäße ich jener Männer, die im maßlosen Frondienst der Arbeit des Staates ihrer Enkel denken. Wie vergäße ich jener Tage, wo die Sorge um Dührings Schicksal die Wellen des öffentlichen Interesses bis dicht an den Rand revolutionärer Kundgebungen trieb. Es soll eine Erinnerung bleiben jenes Abends, da Tausende sich versammelten, von seinem Schicksal zu hören und von der Zukunft der Wissenschaft; was der Hauch eines Mannes vermöge, sah man in jenen wohltuenden Stunden, um so mehr als die Aktion in nichts zerfloß, als sie nicht unmittelbar mehr von diesem Manne abhing. Seit jenem Abende einer kurzen unvergleichlichen Gemeinsamkeit tönt es mir in die Ohren: Die Philosophie an das Volk.

Die Philosophie, nachdem sie sich lange besonnen, hat dem Volke etwas zu sagen. Wann wird sie Gehör erlangen? Als Bruno vor seinen Richtern stand, sagte er laut ihren Untergang voraus. Seine Asche und Worte verwehten, er ist noch ungerächt und Rom herrscht. Wann wird er Gehör erlangen?

Etwas wie anderes will die Dauerhaftigkeit eines wahren Gedankens bedeuten, als der Wechsel der Menschen und Generationen, die an einem solchen Gedanken vorbei-

gehen, ohne ihn zu kennen, zu verstehen oder ihm zu gehorsamen. So vernichtet die Meeresbrandung hier ein Land und läßt dort ein neues erstehen, ohne auch nur den Rhythmus ihrer Wellen zu ändern.

Der Typus des Bewußtseinsgenusses in seiner ganzen erhabenen Einseitigkeit ist das Schema für das Leben der Rasse. Es ist keine noch so fundamental umwälzende und entsprechend gewaltig förderſame Veranstaltung denkbar, die nicht einer endlichen Durchführung von dieser Rasse entgegensähe.

Ich möchte doch noch ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß ich hier eine höchst entschiedene und vor allem eine positiv gegründete und gerichtete Anfechtung jener Arbeitsteilung im Sinne habe, welche auf eine Unterdrückung und nicht auf eine Freilegung der Individualtendenzen hinausläuft, also der auf Leib und Geist, sowie der auf Stadt und Land bezüglichen. Wesentlich und dauernd nach Personen die Brotbeschaffung im engsten von der Brotherstellung im weitesten Sinne, Agrikultur und Manufaktur, sowie weiter die Brotgewinnung in jedem Sinne von der Brotverwertung im höchsten zu trennen, dagegen lehnt sich auf, wer einmal die Vernünftigkeit der Verhältnisse ins Auge gefaßt hat.

Der Mensch ohne glänzende Talente, aber mit unbedingter Zurechnungsfähigkeit hinsichtlich der Intentionen, mit wenig Verstand und viel gutem Willen, ihn epigrammatisch zu bezeichnen, dürfte in die Sphäre der unbedingten Bedeutsamkeit und somit der in, mit und über den

direkt zwischenpersönlichen Affektionen erzielbaren Glückslage durch die Beilegung eines steten Aktionsbewußtseins im großen Stile zu erheben sein. Ja ich halte eben dies für die allernachhaltigste und völlig unvergleichliche Besserung, welche von einer vernunftgemäßen Zukunftsgestaltung zu erwarten sein wird. Mein eigenes Lebensbewußtsein würde ja aufs wohltuendste angeregt werden, wenn ich unter der Gewißheit einer unmittelbaren Handreichung im Sinne der gemeinschaftlichen bestimmt gerichteten Aktion an der Brotbeschaffung für die Gesellschaft regelmäßig selbst teilnähme. Ich zweifle, daß irgendeine gesunde Individualität nicht auch hinsichtlich ihres intellektuellen Bestandes aus derartiger Morgenarbeit Genugtuung und erfolgreiche erfinderische und antizipatorische Anregung erholen würde. Man denke an die Verzerrungen, welche aus der Identifikation von geistiger Arbeit und Brotbeschaffung gefolgt sind und nicht bloß in unserem Jahrhundert einen Sturm des Unwillens auf die Häupter des Professorentums herabbeschworen haben. Nun aber um die wichtigere, weil allgemeinere Seite der Sache ins Auge zu fassen, so wird die Heranbildung eines umfassenden Wirkungsbewußtseins auch den an sich vertierenden Ackerbau- und Fabriktätigkeiten Haltung verleihen. Der Gedanke einer s y s t e m a t i s c h e n Inangriffnahme in eben diesem Handanlegen ist das genaue Gegenbild jenes unwirklichen Sehnsuchtszuges, dessen fruchtbare Elimination ich Dialektik der Sehnsucht nenne. In der Tat, er wird dem sein gerade vorgelegtes Pensum Abtuenden eine

Arbeitsweise eröffnen, von der dem heutigen nicht durch Verschuldung seines Wesens, sondern durch vorübergehend verfehlte Rasseninstitutionen an die Scholle gefesselten Geschlechte schwer ein Begriff zu machen ist. Und doch wird die lokal und stofflich einseitig abgeschlossene Existenz auch heute schon von dem „gewöhnlichen" Menschen mit offenem oder verstecktem Widerwillen in Angriff genommen und erst nach gelungener Abstumpfung mit dem gehörigen vegetabilischen und bestenfalls animalischen Wohlbehagen fortgesponnen. Wie aber der Gesellschaftsmensch, ja die Rasse zu dem Bilde jener Leidenschaft des Bewußtseins, zu welcher wir die Ideale unserer Anschauung geeint und gesteigert haben, durch diese in dem Kolonisationsbau des eigenen Landes gipfelnde Gedankenreihe in Beziehung tritt, darauf möchte ich das Nachdenken zu einer selbständigen und erfolgreichen Betätigung hinweisen.

Man stelle den Philosophen an die Triebräder der Maschine; er wird seinen Dienst den Tag über verrichten und des Abends der Welt eben daher mit einigen neugewonnenen Aufklärungen aufzuwarten imstande sein. Man führe den bleichen, kränkelnden Städter mit der Frühlingssonne auf den Acker, und er wird mit dem Weizen aufblühen, den er gesät. Man nötige den Bauer, da er sich gerade zum Winterschlaf anschickt, in das industrielle Getriebe der Metropole, und er wird bald an seinem eigenen Leibe die Zeit vergessen machen, da eine neue Schindel auf dem Dache seiner Hütte das höchste seiner Ideale war.

Man schaffe Raum für jenes ausschließlich subjektive Kräftespiel, auf welches die Natur mit der Hervorbringung der menschlichen Rasse zielte, indem man die gesamten Arbeitskräfte auf die notwendigen Herstellungen richtet und nicht einen wertvollen und beträchtlichen Bruchteil in Bücher- und Aktenstaub verkümmern läßt oder auf dem Schlachtfeld zerstört. Die Arbeit des Menschen an der Natur, dieser Begriff reicht nicht nur bis zu den höchsten Betätigungen menschlicher Fähigkeiten, er umgrenzt auch zutreffend Ausgangspunkt und Grundlage unseres Tuns. Diese Erde hat vor allem, nachdem sie Bewohner hervorgebracht, einen Anspruch auf ihre Kräfte – und die Bewohner ein einmaliges und endgültiges Recht auf die vorhandenen Naturmittel. Meine Titel, sagt der Eingeborene in der Preisschrift des jungen Napoleon, sind heiliger und unbestrittener, als alle eure Anmaßungen. Sie erneuern sich mit meinem Schweiß, mit dem Umlauf meines Bluts, sie sind in meine Sehnen geschrieben, in mein Herz – es ist die Notwendigkeit meiner Existenz und vor allem meines Glückes. –

So setze man denn auch den kranken Städter in seine Rechte auf den Acker ein, und den einsamen Bauer in seine Rechte auf das Gemeinsamkeitsgetriebe der Stadt. Sie ist im Sommer ein gern gemiedener bedrückender Aufenthalt, zu derselben Zeit, da man auf dem Lande nie Kräfte genug auftreiben kann, um dem Boden seinen Segen ungeschädigt abzugewinnen. Aber im Winter ist die Metropole die unentbehrliche Bedingung eines tätigeren

Lebens, sie ist Schauplatz jenes Ineinandergreifens und Ineinanderregens, welches allein würdig das System in der Gesellschaft abspiegelt.

Im Bewußtsein einer umfassenden Abzweckung liegt das Genußreiche einer bestimmten Arbeit. Die Gesellschaftsmasse, ausgerüstet mit der Haltung verleihenden Grundeigenschaft eines auf ernsthafte Förderung gerichteten Gegenseitigkeitsaffektes, der sie bis zu den Wendungen einer eingehenden und verständnisvollen Verkehrsart kennzeichnet, und in großen Zügen eine auch äußerliche Einheit von Liebe und Größe herstellt, begriffen in den Bewegungen einer gewaltigen, gesamtheitlichen und richtungssicheren Tätigkeit, wird schließlich ihre entscheidende Einfügung in das System des Alls durch den Charakter einer bestimmt angelegten und sich demgemäß entfaltenden, direkt mechanisch anschaulichen Individualorganisation bewähren.

Zwanzigstes Kapitel

Adam (Schluß)

Adam und das Mädchen gingen von den Andern in die Einsamkeit an das Ufer des Meers. Wie denn solches Sitte war im Brudervolke der Zeiten.

Da war das Haus des Gedankens bereitet, ein kreisförmiger Tempel von schneeweißem Marmor und einheitlich reicher Verzierung. Er stand auf der Höhe am Meer und war offen nach der Brandung hin.

In den traten Adam und das Mädchen des Nachts, da der Mond über dem Meere stand und das Innere des Tempels hell und still erleuchtete.

Da stand in der Mitte ein schneeweißes Lager, von einem Kranz von weißen Blumen umrahmt. Und es fügten sich da die Myrtenblüten wie freundliche Geschicke, und die ängstlichen Schneeglöckchen wie stille Seufzer, und die herrlichen Lilien wie erschlossene Schönheit, und die weißen Rosen wie verschwiegene Gedanken reich und voll ineinander.

An das Lager traten die Beiden, seine junge Männlichkeit, mehr schlank als kräftig, und sie in der wonnigen Frische ihrer fast knabenhaften Reize.

Der kräftig frohe Hauch der Brandung wehte um sie, und sie setzten sich nieder, im Angesicht des Meeres und des Himmels.

Unser Sohn wird ein Sieger sein ohne Kampf, sagte die Braut –

Sein Arm wird die Stärke seiner Brüder sein und seine Freuden Blütenträume seines Volks –

Er wird deinen Denkerblick haben und deine stille Kraft –

Er wird mehr Wünsche denken, als ich träumte, und mehr Enttäuschungen erleben, ehe er weise wird.

Der Mond neigte sich unterzugehen, und am Horizont breitete sich ein blut'ger Schein über die schlafende Erde.

Er wird seine Mutter weinen sehen und sie fragen, was dies sei, das ihr Antlitz entstelle und ihr Herz ihm abwende, klagte die Jungfrau.

Und er wird keine Antwort finden und sich von dem Glück seiner Brüder wenden, um eine schmerzlose Zukunft sinnend, und das All wird ihn wieder in seine Arme nehmen, denen unser Sohn entfliehen wollte.

Nun war der Mond vollends ins Meer gesunken, und es war draußen dunkle Nacht. Das Haus des Gedankens aber leuchtete leis rötlich wieder von dem Lichte, das aus der Ampel hoch in die Kuppel drang.

Da aber dennoch mein Auge nicht lügt, hub Adam an, und du in Wahrheit so schön bist –

Und da das Ende aller Bitterkeiten, eine ewige Einstimmigkeit des Weltenklanges, uns Kinder des Schmerzes nicht gebiert –

Und da amare nicht Bitterkeit allein bedeutet, sagte Adam mit einem heiligen Lächeln, sondern lieben, sollst du Amanda heißen.

Und er umarmte sie.

Vermächtnis



Der Drang, der diese Welt erschaffen, ist einem Jeden unendlich bewußt.

Hast Du eine Tat getan, so mußte sie geschehen, der Drang des Wollens hat sie in Dir getan; des Wollens, welches gut war, wenn Du gut bist, und böse, wenn Du böse bist.

Wenn die Sonnenstrahlen die Hüllen des Keims bewegen, regen sich die Säfte der Pflanze, und es wird ein Andres aus den Zellen des Keims: die Knospe sprengt ihre Hüllen aus Drang zum Licht. Glück dem Kühnen!

Irgend zwei Dinge, die im Raume voneinander sind, bleiben nicht so, sondern drängen zueinander, so daß das kleinere dem massenhafteren zufällt.

Ein Ding ist neben dem andern, und ein Vorgang geschieht nach dem andern; in alle diesem ist ein und dasselbe, ewig und alles. Dieses wissen wir bestimmt und kennen es am gewissesten; es ist nicht Ton oder Farbe, und nicht neben einem andern oder nach einem andern; es ist der Drang, der diese Welt erschuf.

* * *

Die Dinge haben Maß und Anzahl.

Die Verschiedenheit zweier Dinge ist der Drang zum Geschehen; die Vorgänge haben ihr Maß an der Verschiedenheit der Dinge.

Wenn zwei Dinge sich vereinigen, und also ihre Verschiedenheit verlieren, so ergeben sich doch im Verhältnis

zu allen andern Dingen neue Verschiedenheiten: die Vorgänge sind daher ohne Zahl.

Alle Dinge sind endlich bestimmt und greifbar wirklich, der Drang ist unendlich.

* * *

Das Leben des Steines ist schwer sein, das Leben der Pflanze ist reifen, das Leben des Menschen ist: Besonnene Hilfe.

Das Grabscheit ansetzen und der Pflanze helfen, daß sie erblüht und Dich nährt; das Zugtier einspannen, daß es sich sein Futter vom Felde holt und Dir dient; Deinem Bruder beistehen, daß er tut wie Du; das ist Dir, mein Bruder, wie die Schwere dem Stein, und die Wucht des Wassers.

Fromme Andacht, auf daß Du besonnen werdest, das ist Dir, mein Bruder, wie der Pflanze die Blüte und wie die Schönheit dem Meere.

* * *

Du mußt denken, daß Du morgen tot bist, mußt das Gute tun und heiter sein.

Zweifelst Du, so denke an den Menschen, den Du liebst; dann weißt Du, ob Du gut oder böse tun willst.

Liebe Dich selbst wie Deinen Freund und sei geschäftig Dir zu Gefallen.

Am guten Tage denke bei allem, was Du tust, Du schriebest Deine Geschichte in das goldene Buch der Ewigkeit; tue Dir nie genug.

Wisse, daß Du stark bist, Du Herr des Blitzes und der Sonne, Meister des Eisens, der Kohle und des Dampfes, stark über die glühende Sonne zu blühendem Leben.

Freude ist die Leidenschaft, durch die wir besser werden. Soviel Du Dir und andern Freude stiehlst und verdirbst, daran tust Du Sünde.

Fliehe die Sünde, denn Du kannst ihr nicht widerstehen.

Hüte Dich vor dem harten Wort, dessen Du Dich gegen Deinen Bruder erkühnst; Du kannst es ihm nie verzeihen, daß Du ihn verachtet hast; Du kannst nie wieder lieben wie vorher.

Hüte Dich: Denke des Sohnes, den Du zeugst.

Hüte Dich, hüte Dich vor Dir selbst, vor Unmut und Haß, und vor dem Entschluß, zu dem Du nicht lächeln kannst.

Sehne Dich und wandere.

Glaube an die Erlösten.



Inhalt

I. Die Ideale des Materialismus

Erstes Kapitel. Der Glaube 3
Zweites Kapitel. Atheismus 5
Drittes Kapitel. Rhöngeister 8
Viertes Kapitel. Von dem Herrscherberufe einer Philosophie 18
Fünftes Kapitel. Sokrates 28
Sechstes Kapitel. System und Disposition . . 33
Siebentes Kapitel. Der Weg zum Grabe . . 38
Achtes Kapitel. Eros der Dämon 43
Neuntes Kapitel. Io 49
Zehntes Kapitel. Von Liebe und Mai . . . 55
Elftes Kapitel. Scheiden und Finden . . . 60
Zwölftes Kapitel. Ruhmestaten 65
Dreizehntes Kapitel. Die Freunde 80
Vierzehntes Kapitel. Dialektik der Sehnsucht . 89
Fünfzehntes Kapitel. Des Glückes Bild . . . 95
Sechzehntes Kapitel. Adam 102
Siebzehntes Kapitel. Adam (Fortsetzung) . . 115
Achtzehntes Kapitel. Adam (Fortsetzung) . . 129
Neunzehntes Kapitel. Die Philosophie an das Volk 141
Zwanzigstes Kapitel. Adam (Schluß) . . . 149

II. Vermächtnis 151



Druck der Roßberg'schen
Buchdruckerei in Leipzig